Nr. 21. XXXI. Jahrgang. **Montags-Ausgabe.** Berlin, 13. Januar 1902.

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Chamberlains Replik.

Das unfreundliche Echo, das die Zurechtweisung des englischen Kolonialministers durch den Grafen Bülow in der Presse des Inselreiches erweckt hat — ein Echo, das auch nach der zweiten für die Engländer erfreulicheren Rede des Kanzlers sich nicht wesentlich geändert hat — hat es Herrn Chamberlain zweckmäßig erscheinen lassen, nochmals in der Sache das Wort zu ergreifen.

In Birmingham hielt der englische Minister am Sonnabend Abend eine Rede, deren erster Theil eine ziemlich scharfe Replik auf das Bülowsche Tadelsvotum darstellt. Ein Privat-Telegramm unseres Londoner B-Korrespondenten meldet uns den inzwischen bekannt gewordenen Wortlaut dieses Theils der Rede wie folgt:

„Es wird gesagt, daß die von uns Allen beklagte Animosität des Auslands gegen England in einer indiskreten Redeweise des Kolonialsekretärs (Chamberlains. D. Red.) ihren Grund habe. Meine Herren, was ich gesagt habe, habe ich gesagt; ich nehme nichts zurück, ich schränke nichts ein, ich habe nichts zu rechtfertigen. Wie ich die Geschichte kenne, hat kein britischer Minister, der seinem Lande treu gedient, zugleich Popularität im Auslande genossen. Ich halte daher der Fremden Kritik schon etwas zu gute und will nicht dem mir gegebenen Beispiel folgen: Ich wünsche weder einem auswärtigen Minister Lektionen zu ertheilen, noch bin ich Willens, solche von ihm anzunehmen. Ich bin nur meinem Souverän und meinen eigenen Landsleuten verantwortlich. Aber ich bin bereit, jeder Art von Kritik daheim zu begegnen.“

Weiter beklagt sich Chamberlain, nachdem er die britischen Proburen für die Animosität des Auslands gegen England verantwortlich gemacht hat, daß niederträchtige Lügen im Ausland, ohne eine Silbe des Protestes und ohne den geringsten Schritt der verantwortlichen Behörden des Auslands hervorzurufen, verbreitet werden konnten. Schließlich kommt er auf die Heldenthaten der britischen Armee zu sprechen und erklärt unter Hinweis auf die gegen die englische Armee erhobenen Angriffe: „Irgend eine fremde Armee der unseren zu vergleichen, ist das höchste Kompliment für die fremde Armee. Wir sind stolz auf unserer Soldaten Heldenmuth, stolzer auf ihre Ausdauer, am stolzesten auf ihre unerschütterliche Humanität, die sie sehr oft zu ihrem eigenen Schaden den ihnen gegenüber stehenden Truppen und der bürgerlichen Bevölkerung bewiesen haben, die ihnen auf Gnade oder Ungnade überlassen war.“

Auch das offiziöse Wolffsche Büreau giebt die Rede Chamberlains stellenweise wörtlich wieder. Wir entnehmen dem uns vorliegenden Telegramm eine Anzahl Sätze von besonderem Interesse. Chamberlain sagte u. a., die nach seiner Ansicht unverdiente Feindseligkeit des Kontinents gegen England datire nicht erst seit seinem Amtsantritt, sondern seit etwas mehr oder etwas weniger als hundert Jahren, und sie komme stets zum Vorschein, wenn England sich in irgend einer Schwierigkeit befinde, dann aber erklärte er:

„Ich stelle nicht in Abrede, daß wir Frieden hatten, als wir unser Amt antraten. Wir fanden aber mindestens sechs brennende internationale Fragen vor, die unsere Vorgänger in der Schwebe gelassen hatten, nämlich die siamesische Frage, den Grenzstreit in Venezuela, die Frage über das Hinterland unserer westafrikanischen Kolonien, an der wir mit Deutschland und Frankreich zugleich betheiligt waren, die Samoafrage, die Frage der Inseln im Stillen Ozean und zuletzt Frankreichs Position am Nil. Die jetzige Regierung, die, wie man Ihnen erzählt, unfähig, schwach und verbraucht sein soll, hat alle diese Fragen in erfolgreicher Weise angefaßt, abgesehen davon, daß wir die britischen Interessen im Osten gewahrt und eine seit lange vorhandene Ursache von Differenzen mit unseren amerikanischen Verwandten beseitigt haben, indem wir uns über einen Vertrag einigten, welcher den sofortigen Bau eines die Ozeane verbindenden Kanals gestattet.

Ich möchte auch die Transvaalfrage hierin einschließen. Denn es wäre absurd, wenn man nicht anerkennen wollte, daß der Kampf der Buren und Briten um die Oberherrschaft in Südafrika schon lange, bevor wir unser Amt übernahmen, begonnen hat. Das sind gewichtige Leistungen auf friedlichem Gebiet, und wenn wir auch außer Stande waren, das Vorurtheil auf dem Kontinent zu beseitigen, welches stets bestanden hat, wenn es auch niemals in gröblicherer Form zum Ausdruck gekommen ist, so haben wir doch auf jeden Fall einige wesentliche Differenzpunkte erledigen können.

Aber wir haben noch mehr gethan als das, noch etwas Wichtigeres, als das Wohlwollen der fremden Nationen für uns bedeutet, wenngleich ich dessen Werth damit nicht herabsetzen will. Was mehr Werth hat, das ist die Zuneigung und das Vertrauen unserer Verwandten jenseits der Meere. Trotz der schweren Verluste hat der Krieg dazu gedient, zu zeigen, daß, wenn wir wieder einmal zu kämpfen haben, um unsere Existenz gegen eine Welt in Waffen, wie schon einmal, daß wir dann **nicht allein stehen** werden. Es kann kaum ein Opfer zu groß erscheinen für das Ergebniß, daß wir uns zur Höhe eines Imperiums erheben können, das nicht an die Grenzen des Vereinigten Königreichs gebunden ist, sondern jeden Mann britischer Rasse in jedem Theil der Erdkugel umfaßt. Das ist der Imperialismus, um dessentwillen ich von jedem patriotischen Briten Unterstützung verlange.“

Chamberlain besprach dann den Umwillen, der in den Kolonien über die Vorwürfe der Barbarei und Inhumanität entstanden sei, und fuhr hierauf fort: „Ein neuer Faktor ist in der Politik unseres Landes hervorgetreten. Wir werden in Zukunft auch die Ansichtenäußerung unserer Kolonien mit in Rechnung zu ziehen haben, und wir sind nicht berechtigt, einen Frieden zu schließen, wenn das nicht auf Grundlage von Bedingungen geschieht, welche den Verbündeten genehm sind, die ihre besten Leute entsandt haben, um für die gemeinsame Sache zu kämpfen und zu sterben.“

Chamberlain erwähnte zum Schluß die Vorzüge des Blockhaussystems und rühmte Lord Kitchener und die Armee. Er sprach auch der Arbeit Milners seine Anerkennung aus und sagte, wenn der Friede proklamirt sei, würde England bereits die Verwaltung in seinen Händen fertig vorfinden. Er hoffe und glaube, die Stimmung des Parlaments, das binnen wenigen Tagen zusammentrete, werde auch die der Nation sein.

Die Geschichtsklitterung des britischen Kolonialministers wird vor der Wucht der Thatsachen nicht durchweg bestehen können. Ganz Unrecht hat er jedenfalls nicht, wenn er sagt, der Burenkrieg habe nicht erst unter dem gegenwärtigen britischen Ministerium begonnen. Er ist in der That eine Konsequenz der gesammten britischen Afrikapolitik. Verantwortlich für die unerhörte Methode der Inszenirung und der britischen Führung dieses Krieges aber sind nicht die früheren Träger der Politik, verantwortlich dafür ist das gegenwärtige Kabinet, insbesondere Herr Chamberlain.

Der hat ja nun aber einen Trost gegenüber den Anfeindungen, die er in aller Welt und auch im eigenen Lande erfährt, und wenn er, der für einen Staatsmann ein recht großer Optimist ist, nicht allzu sanguinisch das Verhältniß zwischen den Kolonien und dem Mutterlande sich deutet, so wäre dieser Trost wohl geeignet, ihn den Mangel an Sympathie für seine Politik im Auslande einigermaßen verschmerzen zu lassen. Aber es will scheinen, als ob Herr Chamberlain aus der Betheiligung australischer und kanadischer Volunteers am südafrikanischen Kriege allzu hoffnungsfreudige Schlüsse auf die politische Unterstützung des Mutterlandes durch die Kolonien in Kriegsfällen zieht.

Dem sei, wie ihm wolle. Was uns viel näher liegt, ist die Frage, ob Herrn Chamberlains etwas brüske Ablehnung der Bülowschen Vorlesung aus dem politischen Knigge noch weitere Wellen ziehen wird. Möglich ist's schon: vielleicht kommt noch bei der Etatsberathung ein Abgeordneter auf die Sache zurück, wenn auch nur, um festzustellen, daß die Aeußerungen des Grafen Bülow von den „befriedigenden Versicherungen der anderen Seite“ sich nicht auf eine Entschuldigung Chamberlains bezogen haben können. Für uns unterliegt es übrigens keinem Zweifel, daß Herr Chamberlain die Bülowsche Zurechtweisung stillschweigend hingenommen oder doch höflicher quittirt hätte, wenn der unqualifizirbare Angriff des Herrn Liebermann v. Sonnenberg im Reichstage nicht erfolgt wäre.

---

* Aus **Crispis** hinterlassenen Papieren dürften unangenehme Dinge für manchen seiner Gegner ans Tageslicht kommen. Unser Römischer W-Korrespondent sendet uns folgendes Privat-Telegramm:

Wie das „Giornale d'Italia“ mittheilt, enthalten Crispis Papiere Aufzeichnungen über Leben und Thaten mehrerer hervorragender Parlamentarier, speziell Bitten um große Geldsubventionen. Jedes einzelne Faktum ist mit genauem Datum und Namen versehen. In politischer Hinsicht giebt das Tagebuch Crispis frappante Aufschlüsse über seine Beziehungen zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn; es enthält Urtheile Bismarcks und Caprivis und thut dar, wie

---

Bei Marguerite Durand.

Deutschland hat seine Frauenbewegung und Frankreich seinen „Feminisme“. Nicht ein halbes Jahrhundert lang ist dort wie bei uns mit zäher Ausdauer für Hebung und Aufklärung der Frauen und für Erweiterung ihrer Rechte gekämpft worden. Von einzelnen Vorkämpferinnen abgesehen, ist die französische Frauenbewegung noch recht jung, und es ist kaum ein Jahrzehnt her, daß sie geschlossen an die Oeffentlichkeit trat. Aber in der freieren Luft der Republik und getragen von dem Wohlwollen eines temperamentvollen Volkes, ist sie rasch erstarkt und hat die Errungenschaften anderer Länder in schnellem Fluge überholt. In manchen Punkten wenigstens. Vielleicht in keinem anderen Lande der Welt fände eine nur von Frauen gemachte politische Tageszeitung wie „La Fronde“ genug Sympathie auch unter der männlichen Bevölkerung, um zu einem beachtenswerthen Faktor der geistigen Welt zu werden. Hier hilft den Frauen die starke Sympathie, die in der französischen Nation der Mann von jeher der Frau entgegengebracht hat. Die Leiterin der Fronde, die reizende Mme. Durand, benutzte einen kurzen Besuch in Berlin, um uns ein Stück französischer Frauenbewegung lebendig vor Augen zu führen. Die Aussicht war so reizvoll, daß ihr weder die Berlinerinnen noch unsere Männer, und seien sie noch so entschiedene Feinde aller weiblichen Emanzipationsgelüste, widerstehen konnten. Der Empfang und die Vorlesung, zu denen Mme. Durand geladen, fanden am Sonntag Nachmittag im Hotel Bristol statt. Die schönen, mit raffinirter Eleganz und seltenem Geschmack ausgestatteten Räume gaben einen hübschen Rahmen für die graziöse Erscheinung der anmuthigen Pariserin. Schon in einer vertraulichen Unterredung hatte sie neulich unserem Mitarbeiter ihre Abneigung gegen unkleidsame Frauenmoden verrathen, und da ein breiter Flügel der Berliner Frauenbewegung augenblicklich die Reformtracht bevorzugt, so durfte die kühne Frondistin auf kritische Musterung gefaßt sein. Sie bestand sie glänzend — der Anmuth dieser graziösen Erscheinung konnte selbst der Neid die Anerkennung nicht versagen. Vielleicht in kluger Selbstbeschränkung hatte Madame Durand ein Kleid von weißem, seidengestricktem Kaschmir von schlichter Machart in Prinzeßform gewählt. Der steife hohe Stehkragen war verbannt, ein kleiner dezenter Ausschnitt gab die anmuthige Nackenlinie frei. Zu dem schönen hellblonden Haar, das in einen schlichten Knoten geordnet war, stand ein Hütchen aus rothen und weißen Granien ausgezeichnet. Außer einigen Brillantringen keinen Schmuck.

Kurz nach vier Uhr begann die Vorlesung. Ein reizvolles Bild. Ein wenig erhöht vor dem nischenartigen Ausbau des Saales saß die Vortragende. Von den Falten der dunkelrothen Sammetportiere, die den Hintergrund abschloß, hob sich wirkungsvoll der zierliche Kopf der Französin ab. In den seinen durchgeistigten, ein wenig müden Zügen keine Spur von Bewegung, nur ab und zu ein leichtes Spiel der schlanken Finger, an denen die Brillanten funkeln. Madame Durand liest mit angenehmer Stimme, langsam, mit großer Deutlichkeit. Ohne Leidenschaft, mit kluger Sachlichkeit giebt sie ein übersichtliches Bild des Standes der Frauenbewegung in Frankreich. Unwillkürlich schweift der Blick von der Vortragenden zum Auditorium hinüber. In dem dichtgefüllten Saal reiht sich Kopf an Kopf eine Schaar geistig bedeutender Frauen, manch interessantes Gesicht ist darunter. Gleich in der vordersten Reihe das kluge vergeistigte Antlitz Hedwig Dohms neben den bewegten tiefleidenschaftlichen Zügen Hermione v. Preuschens. Die zarte überschlanke Erscheinung Gabriele Reuters neben der gemüthlichen, mütterlichen Gestalt Lina Morgensterns. Und dahinter wie viel blitzende oder tiefgründige Augen, wie viel Gedankenspuren auf den Stirnen. Diesen Frauen sagt Marguerite Durand nichts Neues. Vielleicht erfüllt es die Herren, welche die Saalwände besetzt hatten, mit Erstaunen, zu hören, daß die Frauen schon allerlei Wahlrechte in Frankreich haben und für verschiedene Körperschaften wählbar sind. Allerdings üben die Französinnen die ihnen zustehenden Wahlrechte noch in recht bescheidenem Umfange aus. Aber die Fronde sucht sie zur Ausübung ihrer Rechte zu erziehen. Sie tritt dafür ein, daß Frauen auch als Sachverständige bei den Gewerbegerichten ernannt werden. Man will den verheiratheten Frauen den Ertrag ihrer Arbeit sichern, wie es bei uns das neue Bürgerliche Gesetzbuch thut. Die Väter der unehelichen Kinder sollen zur Alimentation herangezogen werden — hier setzten sich die Frondistinnen in Gegensatz zu manchen Feministen, die auf dem Pariser Frauenkongreß im Sommer 1901 kommunale Unterstützung der ledigen Mütter und ihrer Kinder beantragten. Auf die Arbeiten und Erfolge dieses Kongresses näher eingehend, vertheidigte Madame Durand die Ansichten der französischen Frauenrechtlerinnen, die im Gegensatz zu den deutschen alle Ausnahme- und Schutzgesetze für Arbeiterinnen, die eine Beschränkung der Arbeitszeit für erwachsene Arbeiterinnen bezwecken, verwerfen. Sie sehen in diesen Schutzregeln einen Eingriff in die persönlichen Rechte der Frau, der zu Ueberkretungen reize, und dessen Folge Lohndrückungen und Entlassungen seien. Die Arbeitszeit müsse für beide Geschlechter gleich geregelt sein, um gleichen Lohn für gleiche Leistungen zu erreichen. Da die Schutzgesetze in Frankreich die Nachtarbeit der Frauen verbieten, so mußte Madame Durand eine Anzahl Prozesse für die Setzerinnen der Fronde führen, die damit endeten, daß sie für ihre Druckerinnen die erste Berufsgenossenschaft gründete, so daß diese nun nicht mehr Arbeiterinnen, sondern Unternehmer sind. Der Kongreß und die Frondistinnen traten ferner ein für gemeinsamen Unterricht beider Geschlechter, für Verwerfung der Reglementirung der Prostitution und gleiche Moral, für ein Dienstjahr der Frauen als Aequivalent für die Militärpflicht des Mannes, das in Wohlfahrts-, Waisen-, Erziehungs- oder Krankenanstalten abzudienen sei, sowie für Anlage einer Sparsumme für jedes in einem Waisenhause erzogene Kind, als Entgelt für seine dort geleistete Arbeit. Sie streifte das Problem der Werthung der häuslichen Arbeit der Frau und auf die Kindersterblichkeit übergehend, griff sie sehr energisch deren Grundübel, den Alkoholismus beider Geschlechter, an. Sie verwahrte ihr Blatt und seine Freunde entschieden gegen den Vorwurf, Anhänger der freien Liebe zu sein, welche dem Leben der Frau jeglt alle Sicherheit nehmen und sie sammt ihren Kindern allen schlimmen Zufällen preisgegeben würde, und forderte die politischen Rechte für die Frauen.

Etwas Bewegung kam in die ernsthaften Auseinandersetzungen, als die Rednerin die Modenfrage streifte und für die Arbeiterin zwar praktische Berufstrachten, im Uebrigen aber weibliche Eigenart in der Frauenkleidung und Festhalten an der Anmuth der Erscheinung wollte. Diesem Wunsche stimmten die Männer lebhaft bei; die Trägerinnen der Reformtracht hielten sich zurück. Aber der Schluß der Abhandlung, die ein gemeinsames Arbeiten der Frauen über die Grenzpfähle hinüber zum Besten nicht nur ihres Geschlechtes, sondern der gesammten Menschheit empfahl, löste in der Versammlung einmüthigen, begeisterten Beifall aus.

Und dann begann ein lebhaftes, fröhliches Treiben. Die Versammlung löste sich in plaudernde Gruppen auf, aus deren Mittelpunkt immer wieder der rothe Hut der anmuthigen Französin auftauchte. Wer wohl alles gekommen war, ihre Bekanntschaft zu machen? Fulda und Stettenheim, Ludwig Pietsch, S. v. Huhn und Dr. Stillich sahen wir im Gedränge. Dort tauchte neben Frau Mosse Frau Gräfin Fugger-Kirchberg auf, Dr. Franzisla Tiburtius plauderte mit ihrer Kollegin Dr. Agnes Hacker, Anita Augspurg und Minna Cauer sprachen von der nächsten Volksversammlung zur Erlangung des Vereinsrechtes, Ernst Georgi und Dr. jur. Maria Raschke und die Doktoressen Helene Stöcker und Jenny Springer sahen wir hier und dort in lebhafter Unterhaltung. Französisch, Deutsch, Englisch schwirrte durch einander, es war gut, daß Madame Durand noch auf einem Fest der Berliner Presse erwartet wurde, sonst hätte dieser Lunch wirklich bis zum nächsten Frühstück gedauert.

Anna Plothow.

Crispi die Triplealliauz den moralischen und materiellen Interessen Italiens dienstbar zu machen suchte. Auch die bekannte Rundreise Crispis an den europäischen Höhen im Jahre 1878 wird eingehend erörtert. Drei umfangreiche Kouverts endlich enthalten bedeutsames Material über drei Politiker, die seinerzeit die famose Kampagne gegen Crispi leiteten.

Da werden ja wieder einmal recht erbauliche Dinge zu Tage treten! Auch sonst fehlt es den italienischen Politikern nicht an Sensationen. Unser Römischer ☞-Mitarbeiter telegraphirt uns weiter:

Die **San Girolamo-Affäre,** die monatelang ganz Italien in Aufregung hielt, hat einen armseligen Abschluß gefunden. Nachdem die dalmatinischen Himmelstürmer unter Führung eines Grafen Alacevich das Kloster San Girolamo erstürmt und im Bunde mit der italienischen Irredenta eine formelle Kriegserklärung gegen den Vatikan und Oesterreich erlassen hatten, nachdem ferner eine Reihe Interpellationen in die Kammer wegen der Sache eingelaufen und eine weitere sensationelle Interpellation im Anzug war, worin die ersten politischen Advokaten Italiens für die Rechte des dalmatinischen Italienerthums eintreten sollten, kommen unglaubliche Dinge an die Oeffentlichkeit. Dieselben glorreichen Patrioten, die unter tosendem Beifall der Irredenta das San Girolamo-Kloster erstürmt haben, sandten dieser Tage eine in kriechenden Ausdrücken gehaltene Bittschrift an den Kaiser von Oesterreich. Sie nennen ihn ihren „Vater", äußern ihre Entrüstung darüber, daß man sie fälschlich für Irredentisten und Feinde Oesterreichs und des Papstes gehalten, und bitten zum Schlusse, die lukrative Verwaltung der Girolamo-Stiftung ihnen zu übertragen! Diese geheime Bittschrift gelangte durch einen Zufall in die Presse, und der Skandal wie die Wuth über die unsterbliche Blamage der Irredenta ist ungeheuer. Die Affäre beherrscht seit gestern Abend die öffentliche Meinung und die Presse ganz Italiens. Die Mitglieder des dalmatinischen Komitees hatten nämlich bis heute als Prototype des glühenden Patriotismus gegolten, an denen sich jedes edle Herz begeisterte.

---

* Ueber den Besuch der **französischen Minister** in Saint-Etienne meldet uns ein Privat-Telegramm unseres Pariser △-Korrespondenten:

Waldeck-Rousseau hat in Saint-Etienne einen sehr warmen Empfang gefunden. Ganz leicht ist es freilich nicht, die historische Wahrheit über diesen Empfang zu ermitteln, denn der Berichterstatter des „Debats" depeschirt, die Bevölkerung verhalte sich gleichgiltig, und Chincholle, der bekannte Berichterstatter des „Figaro", meldet völlig entgegengesetzt: „Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß man den Ministerpräsidenten nicht afflamirt. Wir sind geradezu betäubt durch die immer wieder ertönenden beiden Worte: „Hoch Waldeck"!" Besondere Zwischenfälle werden nicht berichtet; nur nach dem gestrigen Frühstück der Bürgermeister fiel der Marre einer kleinen Gemeinde auf der Treppe hin und erlitt eine schwere Kopfwunde; er wurde bewußtlos fortgetragen. Abends bei der Galavorstellung im Theater wurde eine Novität eines aus Saint Etienne gebürtigen Dramatikers, betitelt „Les Rebelles", gespielt, ein Stück, das von der Entvölkerung Frankreichs handelt und von kritischen Geistern als eine wenig passende Festgabe bezeichnet wird. Die nationalistischen Blätter regen sich über Waldeck-Rousseau auf, der mit seiner Gemahlin und einem Gefolge von vier Ministern und einem Hofstaat auf der Reise auftrete, als wäre er der Präsident der Republik. Der gestrige Tag galt gewissermaßen der Lokalpolitik des Departements. Waldeck sprach beim Frühstück als Senator des Departements; er verweilte besonders lange bei dem Projekt des Loire-Rhone-Kanals, das er zur baldigen Verwirklichung zu führen hofft. Der heutige Tag ist weit wichtiger, er gehört der allgemeinen Politik.

Am Sonntag Mittag wohnten, wie weiter depeschirt wird, die Minister der Einweihung des Standbildes Francis Garniers bei, des ersten Erforschers von Tonking, welcher bei der Eroberung Tonkings bei Hanoi getödtet wurde. Bei der Feier hielten der Marineminister de Lanessan, der Minister für die Kolonien Decrais und der Vertreter Delcasses, Harmand, Ansprachen.

Auch Waldeck-Rousseau hielt auf einem ihm zu Ehren von der Geographischen Gesellschaft gegebenen Festmahl eine Rede, in welcher er darlegte, in welcher Weise die koloniale Ausdehnung Frankreichs Fortschritte gemacht habe. Waldeck-Rousseau zeigte, daß der Kolonialbesitz Frankreichs, welcher 1871 800 000 Quadratkilometer nicht überstieg, im Jahre 1900 mehr als zehn Millionen Quadratkilometer betrug, ungerechnet Algier und Tunis. Der Werth der Einfuhr und Ausfuhr, welcher sich 1871 auf 222 Millionen belief, habe im Jahre 1900 mehr als 780 Millionen betragen. Redner legt sodann dar, welchen Fortschritt die Kolonisation in Madagaskar gemacht habe und verliest einen Brief Galienis, in welchem mitgetheilt wird, daß bei der Enthüllung eines Denkmals in Madagaskar die englischen Schulen unter Führung ihrer englischen Lehrer an dem Denkmal vorübergezogen seien und Widmungen ausschließlich in französischer Sprache niedergelegt hätten. Zur Zeit hätten alle englischen Schulen und Missionen französische Lehrer. Diese Ergebnisse seien einer sorgfältigen und durchdachten Politik zu verdanken und müßten Vertrauen einflößen. Zum Schluß trank der Ministerpräsident auf das Wohl der französischen Forscher und Ansiedler.

* * *

Rémiremont, 12. Januar. (W. T. B.) **Méline** wohnte hier einer öffentlichen Versammlung bei, in welcher er eine Organisation der gemäßigten republikanischen Partei, die zur Zeit zersplittert sei, empfahl. Méline erklärte, er sei Anhänger des sozialen Fortschritts, welcher jedoch mit der Freiheit der Arbeit und dem Einvernehmen mit den Arbeitgebern verbunden sein müsse. Méline verurtheilt den Kollektivismus und tadelt den Eintritt Millerands in das Ministerium. Zum Schluß richtet er an alle guten Bürger die Aufforderung, sich zu vereinigen, um der Politik eine Richtung zu geben, welche mit der großen Mehrheit der Bevölkerung in Uebereinstimmung sei.

* * *

Paris, 12. Januar. (D. B. H.) Halbamtlich wird die Meldung von einer geplanten Zusammenkunft des **Königs von Italien** mit dem Präsidenten Loubet in Südfrankreich dementirt.

---

* Die Wähler Karl Hermann **Wolfs,** des bekannten alldeutschen Mitgliedes des Wiener Reichsraths, haben in diesen Tagen den Beweis erbracht, daß sie und ihr Vertreter im Parlament einander werth sind. Ein Privat-Telegramm unseres Wiener ⊙-Korrespondenten meldet uns:

Wolf erschien gestern Abend vor seiner Wählerschaft in Hohenelbe und wurde stürmisch begrüßt. Er gestand offen seine Schuld in der Affäre mit Professor Seidl ein, klagte aber Schönerer und dessen Anhänger an, sie hätten die Affäre als einen willkommenen Anlaß zu einer Hetze gegen ihn benutzt, um sich seiner zu entledigen. Die „Alldeutsche Vereinigung" habe ihn gerichtet und verurtheilt wie einen Verbrecher, ohne ihn anzuhören. Er habe die Sache mit Seidl mit den Waffen ausgetragen und sein Leben seinem Gegner zur Verfügung gestellt: „Obwohl ich ein geübter Schütze bin," sagte er, „schoß ich absichtlich über Seidls Kopf hinweg und ging ihm dann fünf Schritte entgegen und ließ ihm zehn Sekunden Zeit zum Zielen. Seine Kugel ging an meinem Ohr vorbei." Wolf schloß mit einem Appell an die Wählerschaft: „Ihre Abstimmung," rief er, „wird nicht nur ein politisches Urtheil fällen, sondern auch über mein Leben entscheiden." Die Rede wurde mit Heilrufen aufgenommen; mehrere Wähler erklärten, die Affäre mit Seidl sei eine Privatsache Wolfs und könne auf seine politische Thätigkeit und sein Verhältniß zu seinen Wählern keinen Einfluß üben. Wolf wurde darauf von der Versammlung einstimmig als Kandidat aufgestellt. Auch vorgestern, in einer Wählerversammlung in Braunau, erklärte Wolf, er kämpfe diesmal um seine Ehre und sein Leben. Seine Kandidatur wurde dort gleichfalls einstimmig angenommen. Gestern veröffentlichte die alldeutsche Partei des Trautenauer Wahlbezirkes einen Wahlaufruf für die Wiederwahl Wolfs; der Aufruf war von den Bürgermeistern der Städte Arnau, Grulich, Hohenelbe, Landskron und mehreren Landgemeindevorstehern unterzeichnet. Wolf wurde bei seiner Reise durch den Wahlbezirk von seiner Gattin begleitet zum Zeichen seiner Versöhnung mit ihr.

Herr Wolf wird also dem Reichsrath erhalten bleiben Bezeichnend ist es, daß gerade die biderben Alldeutschen einen Mann wie Wolf für würdig halten, ihr Sprecher im Wiener Reichshause zu sein.

Lokales und Vermischtes.

Die Neujahrsadresse des Berliner Magistrats an den Kaiser wird jetzt erst ein wenig post festum öffiziell veröffentlicht, nachdem bereits vor einigen Tagen die Antwort des Kaisers auf die Adresse des Kollegiums publizirt worden ist. Die Adresse hat folgenden Wortlaut:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König!

Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

An der Schwelle des neuen Jahres richten sich unsere Augen zuerst auf das erhabene Herrscherhaus, dem unser Land zu f großem Danke verpflichtet ist. Wie alles Irdische aus kleinen Anfängen hervorgegangen, ist unser Staat unter der weisen Führung und der thatkräftigen Fürsorge des erlauchten Hohenzollerngeschlechtes zu einem starken, einheitlichen Bau geworden, der uns Schutz und Hilfe spendet und unseren Stolz bilde Ganz besonders dürfen wir, die Vertreter der Reichshauptstad uns rühmen der steten Antheilnahme unserer Fürste an dem Gedeihen unserer Stadt. Mit Recht trage unsere ersten und größten Straßenzüge, unsere Stadttheile de Namen hervorragender Glieder unseres Fürstenhauses, ein sich bares Zeichen dankbarer Erinnerung. Zu unserer Stadt erhebe sich hochragend die Säulen und Denkmäler, welche d Ruhm des königlichen Hauses der Hohenzollern uns und d Nachwelt verkünden, ein ewig währender Schmuck und ei Zierde der Residenzstadt!

Euere Kaiserliche und Königliche Majestät haben huldvoll den Gedanken aufgenommen und gefördert, durch Werke d bauenden und bildenden Kunst der bewundernden Mitwelt zu zeigen, daß die Residenz Euerer Majestät den ersten Kunststätt der Welt ebenbürtig ist. Das hehre Gotteshaus, welch den Abschluß der von den großen Vorfahren Euerer Majestät geschaffenen vorgeschichtlichen Erinnerungen an einer Prachtstra bildet, geht seiner Vollendung entgegen; die herrlic Straße, welche schon durch ihren Namen die Entwickelung d Hohenzollernhauses kennzeichnet, hat ihre Vollendung empfang durch wohlgelungene Werke der schaffenden Kunst, welche zugle ein Denkmal der glorreichen Geschichte d brandenburgischen Landesfürsten und eine Zie unserer Stadt sind.

Namens der Reichshauptstadt sagen wir Euerer Majestät t diese Verschönerung und Bereicherung derselben unseren innig Dank! Mögen in den neuen Jahre und in aller Zukunft Blicke Euerer Kaiserlichen und Königlichen Majestät huldvoll förderud ruhen auf unserer Stadt und deren Euerer Maje treu ergebenen Bewohnern!

Gott segne und schütze Euere Kaiserliche und Königl Majestät auch in dem neuen Jahre!

Euerer Kaiserlichen und Königlichen Majestät al unterthänigster, treu gehorsamster

Magistrat hiesiger Königl. Haupt- und Residenzst

gez.: Kirschner.

Erst durch die Adresse des Magistrats, deren Wortl zum mindesten gleichzeitig mit der kaiserlichen Antwort Oeffentlichkeit hätte übergeben werden können, werden gew Beziehungen in dem Schreiben des Kaisers an den Berli Magistrat verständlich.

Hofnachrichten. Im Neuen Palais fand am Sonnab bei dem Kaiserpaar eine Abendtafel statt, zu der außer Umgebung geladen waren der Großherzog und die Gr herzogin von Oldenburg mit Gefolge, Prinz und Prinze Friedrich Leopold, Herzogin Wilhelm zu Mecklenburg, Hu Adolf Friedrich zu Mecklenburg, der Chef des Civilkabi Dr. v. Lucanus, der Chef des Militärkabinets Generalm Graf v. Hülsen-Häfeler, der oldenburgische Bundesra bevollmächtigte Staatsrath Buchholz, Oberst v. Rauch, K Oberstleutnant Freiherr v. Berg. Gestern Vormittag wo das Kaiserpaar dem Gottesdienst in der Garnisonkirche Potsdam bei.

Zur Amerikafahrt des Prinzen Heinrich. Die Rei route für die Ozeanfahrt der Kaiseryacht „Hohenzollern" ist bereits festgesetzt. Wie uns ein Privat-Telegramm aus Kiel meldet, wird die kaiserliche Y Gibraltar und die Cap Verdischen Inseln anlaufen.

Ein Interview mit Coquelin.

Sonntag Abends 10 Uhr traf Constant Coquelin — beiden Hemisphären als Coquelin ainé bekannt — aus Rotterdam am Friedrichs-Bahnhof ein. Ihn begleiteten neben seinem Sohn Jean die ganze Truppe des Pariser Porte Saint-Martintheaters, die bekanntlich im königlichen Schauspielhause eine Woche hindurch gastiren wird.

„Bon soir, Monsieur le Directeur!"

„Ich bin nicht Direktor der Porte Saint-Martin" — erwiederte mir der berühmte Mime mit tiefer, durchdringender Stimme — wenigstens nicht dem Namen nach. Das erlaubt die Société des Auteurs dramatiques nicht."

„Nun, bei uns hier ist es umgekehrt."

„Ja, in Deutschland ist so vieles anders als in Frankreich. Vor allem haben Sie, was ich jetzt so recht schätzen lerne, bessere Eisenbahnwagen. . . . . Das habe ich vor sechs Wochen erfahren, als ich mich einen Tag auf der Durchreise von Petersburg nach Paris in Berlin aufhielt. Auch vor sieben Jahren reiste ich viel in Deutschland. Ich hatte, wie Ihnen erinnerlich sein dürfte, meine Tournee nach München, Süddeutschland und Oesterreich unternommen."

— „Sie erklärten damals einem französischen Interviewer, daß Sie nicht nach Berlin kommen würden?"

— „Demselben Journalisten," sprach Coquelin — „begegnete ich jetzt in Brüssel. Vor einigen Tagen hat das „Echo de Paris" denn auch einen Artikel von mir veröffentlicht, worin ich die Gründe ausführlich auseinandersetzte, die mich nun zu einem Gastspiel in Berlin bewogen haben. Dieselben mir befreundeten hervorragenden französischen Politiker die mir vor sieben Jahren von einer Reise nach der deutschen Reichshauptstadt abgeredet hatten, riethen mir nämlich jetzt, den Berliner Gastspielantrag meines Impresario — meines Kompagnons und nominellen Direktors der Porte Saint-Martin, Mr. Hertz, anzunehmen. Uebrigens halte ich persönlich Politik und Kunst auseinander. Vor sieben Jahren war ich in München, vor zwölf bereits in Hamburg und in Friedrichsruh, wo ich auch den alten Kanzler sah."

Inzwischen waren mir in Coquelins Absteigequartier angekommen. Hier, im Hotel Bristol, trifft der vielgereiste Mime rasch die nöthigen Anordnungen, um sich noch am selbigen Abend nach dem Presseklub zu begeben. Dazwischen beantwortet er meine kurzen Fragen.

„Sie wollen einige biographische Daten von mir haben. Nun kurz zu sein: ich wurde vor 61 Jahren in Boulogne sur Mer geboren. Mein Vater war Fleischhauer, und Anfangs praktizirte ich im elterlichen Geschäfte als — Fleischergeselle. Ein Freund unserer Familie empfahl mich dem berühmten Sozietär der Comedie Française, Regnier; bald kam ich in das Pariser Conservatoire, das ich dann mit einem zweiten Preis verließ. Ich debütirte im Hause Molières mit neunzehn Jahren als „Gros-René" im „Dépit amoureux". Mit ebenfalls neunzehn Jahren debutirte mein Sohn Jean gleichfalls in der Comédie française im selben Stücke und in derselben Rolle. An jenem Abend spielte ich den Bedientenkollegen meines Sohnes „Mascarille". Als ich Coquelin Vater (Mascarille) zu Coquelin Sohn (Gros-René) zu sagen hatte: „Regen wir uns doch wegen der kleinen Familienangelegenheit nicht auf!" brach eine Beifalls- und Lachsalve aus."

„Also eine Schauspielerdynastie wie die Brohan, Prévost und Monrose an der Comédie française?"

„Im Hause Molière," sprach Coquelin ainé mit ernster Miene, „war es mir nicht vergönnt die Molière'schen Rollen, die ich auf meinen Gastspielreisen mit Vorliebe gebe, zu spielen. Nur die wenigen bekam ich zugetheilt, die mir der ältere Sozietär Got zu spielen gestattete. On a toujours quelqu'un avant soi! Nun bringe ich aber das Versäumte ein. Wahrscheinlich werde ich hier in Berlin eine Conférence über Molière halten."

„Wie stehen Sie zur modernen realistischen Bühnenschule?"

„J'aime la panache! Leider ist es mir nicht möglich, hier in den neuromantischen Stücken Rostands, in Cyrano de Bergerac oder im Aiglon aufzutreten. Ob ich Reiseabenteuer gehabt habe? Nie, auch nicht, Sie werden es kaum glauben, während meiner drei Tournees mit der großen Sarah in Amerika! Nun möcht' ich mich aber umziehen und dann in den Presseklub — pour faire acte de présence."

Und Coquelin ainé stieg mit seinem Sohne Jean, dem Gros-René, der auch in seiner Körperfülle an diese Debütrolle erinnert, die Hoteltreppe hinauf.

Kurze Zeit darauf, gegen Mitternacht, erschien Coquelin ainé im Presseklub, wo sich bereits Charpentier, der Komponist von „Louise", und Madame Marguérite Durand eingefunden hatten. Dr. Ludwig Fulda begrüßte die drei illustren Vertreter französischer Kunst in einer in herzlicher Art gehaltenen französischen Ansprache, betonend, daß die Kunst nur ein Vaterland kenne. Hierauf antwortete Coquelin in einem launigen Speech, worin er der deutschen Presse sowie der Schauspielkunst hübsche Komplimente machte. Er schloß mit den Kritikern — zu stehen. An Coquelin stattete für die dem deutschen Theater gemachten Komplimente L'Arronge ebenfalls in französischer Sprache den Dank aus. Französisch toastirte auch Oberregisseur Grube, indem er den Wunsch aussprach, Coquelin und seine Truppe würden jetzt wohl nicht zum letzten Mal im königlichen Schauspielhaus gastiren.

Schließlich ließ sich Coquelin trotz seiner Reisemüdigkeit noch zu einem „Monolog" bewegen. Er sprach den „Souspréfet aux Champs" aus Alphonse Daudet's „Contes de mon moulin" mit entzückender schelmischer Laune. Erst spät in der Morgenstunde endete das deutsch-französische Verbrüderungsfest.

Es soll demnächst in Musik ausklingen: Neben Charpentier saß Geheimrath Pierson. Er theilte dem Pariser Komponisten das Datum der Berliner „Louisen"-Premiere — Mitte Februar — mit. rk.

P. B. „Dantons Tod", das Drama, das uns der jung storbene Dichter Georg Büchner als sein werthvollstes Vermäch hinterlassen hat, ist in dem kurzen Zeitraum von acht Tagen zw in Berlin zur Aufführung gelangt, nachdem es über sechzig als unmöglich für die Bühne gegolten hat. Ist das ein Beweis herrlich weit wir's in diesen sechzig Jahren in der Kunsterfen gebracht haben, oder bezeugt es nur, wie arm unsere Neuzeit an hastem dichterischen Gewinn ist? Meistens bedeutet es einen l gang, wenn man in der Bühnenkunst auf das Vergangene z greift; brodelt und zischt alles im neuen Werden, dann findet Zeit, nach Schätzen zu graben.

So pochte man wohl auch diesmal nur so laut an das Georg Büchners, weil unter den Jungen bisher noch kein B erstanden ist. Vielleicht spielte auch die Tendenz des Revolu stückes eine Rolle bei den Aufführungen, die gestern und vo Tagen durch die beiden Volksbühnen, die „freie" und die freie", veranstaltet wurden. Aber weder die Tendenz (was kein ist), noch — leider! leider! — die Bühne werden, so weit nach dem Eindruck der gestrigen Vorstellung urtheilen kann „Dantons Tod" vorläufig einen Gewinn zu verzeichnen haben. muß besonders nunmwunden Der aussprechen, dem mit dem stümen Jugendwerk Büchners ein Traum der eigenen Jugend be ist, und Der, trotz der erfahrenen Enttäuschung, an den dichte Genius des unglücklichen Mannes noch weiter aufs Innigste

Die Mängel des Werkes, die in der ausführlichen Bespr Friedrich Dernburgs an dieser Stelle vor acht Tagen zugleich Vorzügen kritisch betrachtet wurden, traten auch gestern klar Die Zerfahrenheit des Helden, die unvermittelten szenischen Uebe die Phrasen und der oratorische Schwulst: das Alles wirkte besond Anfang lähmend und verstimmend. Erst nach der Szene im Konv man erkannte, welche ein Löwe in diesem Danton gesagt wurde das Interesse. Nein, sagte man sich, daß der eigentliche Held Mensch im Grunde schon über die Revolution hinau als er sein revolutionäres Drama schrieb. Das könnte ruhig im Hoftheater gegeben werden; es wür staatserhaltend wirken!

Aber leider muß es dazu vor Allem ein Stück werden

Atlantischen Ocean durchqueren und St. Thomas auf Westindien besuchen. Alsdann wird die Yacht nach Newyork abdampfen. Ursprünglich waren als Termin für den Antritt der Amerikafahrt die ersten Tage des Februar bestimmt. Ein weiteres aus Wilhelmshaven zugehendes Privat-Telegramm zeigt jedoch den Antritt der Oceanreise der Yacht „Hohenzollern" bereits für nächsten Sonnabend an. An der Fertigstellung der neuen in Amerika gebauten Kaiseryacht, deren Taufe Prinz Heinrich übwohnen soll, wird inzwischen eifrig gearbeitet. Ein Telegramm aus Newyork meldet uns, daß zur Zeit alle Anzeichen dafür sprechen, daß die neue Yacht Kaiser Wilhelms am 26. Februar zum Stapellauf fertiggestellt sein wird.

Eine neue Stadtrathswahl ist, wie bereits mitgetheilt, nothwendig geworden. Es ist ein unbesoldeter Stadtrath an Stelle des zum besoldeten Stadtrath gewählten und bestätigten Dr. Münsterberg zu wählen. Der Stadtverordnetenausschuß, der zur Vorberathung dieser Neuwahl eingesetzt worden ist, wird morgen Nachmittag zu seiner ersten Sitzung zusammentreten. — Von weiteren Stadtverordnetenausschüssen tagen heute Nachmittag der Ausschuß zur Vorbereitung der Neuwahl der ständigen Ausschüsse der Versammlung, der Abordnung der Mitglieder der Versammlung in die Verwaltungsdeputationen und Kuratorien und der Ausschuß für die Zutheilung der Stadtbezirke an die Mitglieder behufs der Erledigung der Wahlsachen 2c.

Personalnachrichten. Das Befinden des Geheimraths Virchow ist andauernd günstig. Der Patient hat einen gesunden Schlaf und klagt nur wenig über Schmerzen. Beileidskundgebungen aus Gelehrtenkreisen sowie von politischen Gesinnungsgenossen laufen noch täglich bei dem Kranken ein. — Der Präsident des evangelischen Oberkirchenraths Dr. Barkhausen hat sich nach Locarno begeben.

Kleine Notizen. In der sozialwissenschaftlichen Abtheilung der Wildenschaft der Technischen Hochschule wird morgen Abends 8½ Uhr im Kasino, Berlinerstraße 121, Geheimrath Prof. K. Hartmann über das Thema „Die technischen Aufgaben des Arbeiterschutzes" sprechen. — Schwer verletzt wurde gestern der Radfahrer Sell in der Thurnstraße, Ecke der Bredowstraße durch seinen Straßenbahnwagen der Linie Moabit-Schlesischer Bahnhof. Er kam unter das Schutzbrett des Wagens und erlitt erhebliche Verletzungen an Nase und Arm.

Wegen gemeinschaftlichen Landfriedensbruchs sind in der Nacht zum Sonntag acht Burschen im Alter von 16 bis 23 Jahren, die an der Spitze einer großen zusammengerotteten Menschenschaar eine Polizeiwache stürmen wollten, verhaftet worden. Die schwere Ausschreitung hängt noch mit der Sylvesterfeier zusammen. In der Sylvesternacht gebot ein Schutzmann des 9. Reviers in einer Schankwirthschaft in der Grünthalerstraße 17, in der es allzu laut herging, gegen 2 Uhr Feierabend. Einer der Gäste, der 18jährige Willy Wunsch genannt Grützmann, gerieth darüber, wie seinerzeit gemeldet, in der Trunkenheit in Wuth und griff den Schutzmann so lange thätlich an, bis der Polizist ihn durch einen Säbelhieb über den Kopf unschädlich machte. Wunsch liegt noch als Polizeigefangener in der Charité. Seine Freunde beschlossen, ihn an dem Beamten zu rächen. Am Sonnabend Abend sammelten sich alle, die ihre Mitwirkung versprochen hatten, in Schankwirthschaften und besuchten in Trupps bis 12 Uhr verschiedene Tanzsäle. Dann vereinigte sich auf dem freien Felde in der Bellermannstraße eine Bande von 60 bis 70 Burschen, zog die stille Bellermannstraße hinunter und verursachten vor dem Eckhaus an der Grünthalerstraße, in dem sich im ersten Stock die Wache des 9. Reviers befindet, einen Höllenlärm. Drei Beamten gegenüber, die der Rotte entgegentraten, erklärten die Rädelsführer, sie verlangten den Schutzmann heraus, der Wunsch geschlagen habe, und würden ihn, wenn er nicht freiwillig komme, mit Gewalt herausholen. Durch Zuzug von Neugierigen schwoll die Menge bald auf etwa 200 Personen an. Während die Beamten durch die Rothpfeife von der Wache und aus dem Revier Verstärkung heranholten, drang die Rotte ungestüm auf sie ein und bewarf sie mit Steinen. Die Schutzmänner zogen nun blank und theilten nach rechts und links Hiebe aus. Bis zur Markthalle in der Grünthalerstraße 4 leistete die Bande Widerstand, dann wurde sie von der verstärkten Schutzmannschaft gesprengt und auseinandergetrieben. Fünfzehn Personen wurden festgenommen, sieben von der Revierwache wieder entlassen, acht dagegen gestern Morgen der Kriminalpolizei zugeführt und von dieser nach dem Verhör nach Moabit in Untersuchungshaft gebracht. Ein Mädchen, das dem Geliebten beim Einsteigen in den grünen Wagen Frühstück zustecken wollte, wurde ebenfalls nach der Wache gebracht.

Die Verhafteten, die sich wegen Landfriedensbruchs zu verantworten haben werden, sind der Maurer Gustav Mus aus der Putbuserstraße 37, der wohnungslose Steinsetzer Otto Kern, der Lackirer Karl Cröffelt aus der Wolgasterstraße, die Arbeiter Paul Schutzmann und Hermann Reibold, sowie der Maler Georg Budzinski aus der Brunnenstraße 86, der Sattler Ludwig Laerger aus der Seestraße 39 und der Arbeiter Otto Schubert aus der Köslinerstraße 39. Die ersten Drei gelten als Rädelsführer. Sie schlugen auch noch bei ihrer Verhaftung mit Händen und Füßen um sich. Die Festgenommenen wollen sich zum Theil nicht kennen. Der ungeheure nächtliche Lärm rief große Aufregung hervor. Der gesuchte Schutzmann war übrigens gar nicht auf der Wache.

Großfeuer in Moabit beschäftigte die Feuerwehr gestern früh von 7½ Uhr bis Nachmittags 3 Uhr. Die Berliner Emaillefabrik von Bruno Bersch, Kirchstraße 24, wurde größtentheils eingeäschert. Nur dem Umstande, daß völlige Windstille herrschte, ist es zuzuschreiben, daß eine schwere Brandkatastrophe verhindert werden konnte. Die Emaillefabrik beschäftigt über 100 Arbeiter in Tag- und Nachtschicht. Sonntag früh 4 Uhr hatten die letzten Arbeiter den Ofen ausgeblasen und sich entfernt. Kurz nach 7 Uhr bemerkten Arbeiter des an die Fabrik anstoßenden Fouragegeschäfts zuerst das Feuer. Der erste eingetroffene Löschzug gab die Meldung „Mittelfeuer", worauf die ganze vierten Kompagnie und außerdem der Dampfspritzenzug Nr. 18 von der Hauptfeuerwache in der Lindenstraße herbeieilten. Leider hatte der zuerst eingetroffene Löschzug aus der Thurnstraße keine Dampfspritze, weil diese bei einem kurz vorher abgelöschten Brande defekt geworden war. Dieser Uebelstand trug wesentlich dazu bei, daß das Feuer nicht zeitig genug eingeschränkt werden konnte. Offenbar war das Feuer zu ebener Erde in der Nähe des Schmelzofens entstanden, hatte seinen Weg durch einen Luftschacht ins obere Stockwerk genommen und in kurzer Zeit das Dachgebälk des gesammten Gebäudes erfaßt. Drei Dampfspritzen und mehrere Hydrantenrohre arbeiteten bis gegen Mittag, bevor es gelang, den Brand zu lokalisiren. Die 4 benachbarten Häuser wurden zwar von den thurmhoch aufschießenden Flammen mit einem Funkenregen überschüttet, wurden aber von der Feuerwehr genügend unter Wasser gehalten. Etwa 20 Pferde, die in unmittelbarer Nähe des Brandherdes sich in Ställen befanden, wurden in Sicherheit gebracht. Gegen Mittag war die Hauptgefahr beseitigt. Bis 3 Uhr Nachmittags hatten jedoch noch zwei Rohre unausgesetzt Wasser zu geben. Der ganze Oberbau ist total zerstört. Trotzdem konnte den in Scharen herbeiströmenden Arbeiterfrauen die Versicherung gegeben werden, daß der Fabrikbetrieb voll aufrecht erhalten bleibt, weil noch in Seitengebäuden drei Reservedefen zur Verfügung stehen.

Zu Erstickungsgefahr schwebte in dieser Nacht der Gastwirth Karl Riesebeck, der in der Luckauerstraße 6 im Keller eine Wirthschaft mit weiblicher Bedienung betreibt. Als nach Geschäftsschluß die Kellnerinnen das Lokal verlassen hatten, ließ sich Riesebeck in der angrenzenden Wohn- und Schlafstube auf dem Sopha nieder, um noch eine Cigarre zu rauchen. Hierbei ist er eingeschlafen, und die noch glimmende Cigarre hat im Herabfallen das Sopha in Brand gesetzt, der dann auch das Bett erfaßte und die Stube sowie das Gastlokal vollständig verqualmte. Die alarmirte Feuerwehr fand den Mann ohne Lebenszeichen vor, flößte ihm Sauerstoff ein und schaffte ihn dann nach dem Krankenhause am Urban.

Von der Straßenbahn todtgefahren wurde gestern Nachmittags 2 Uhr der 2½ Jahre alte Knabe Leonhardt. Das Kind wollte mit seiner Mutter zu Verwandten nach der Breslauer Straße 10 gehen. Beim Ueberschreiten des Fahrdammes in der Nähe der Verlängerten Schwedenstraße todt aufgefunden. Ein Zug hatte ihm eine klaffende Wunde am Kopfe beigebracht und das linke Bein abgequetscht. Er hat wahrscheinlich in der Dunkelheit den Bahndamm überschreiten wollen.

Ein schweres Eisenbahnunglück hat sich gestern früh, laut telegraphischer Meldung, in Brindisi ereignet. Ein mit Materialien beladener Eisenbahnzug, welcher etwa zwanzig Arbeiter zur Wiederherstellung der vor einem Monat eingestürzten Brücke über den Cillareysbach bei Brindisi mit sich führte, stürzte in den Bach. Bis gestern Nachmittag wurden vier Todte und neun schwer Verletzte festgestellt. Der Maschinist des Zuges ist flüchtig geworden, der Heizer wurde verhaftet.

Brandkatastrophe in Petersburg. Gestern früh brannte, wie uns ein Privat-Telegramm aus Petersburg meldet, das im Rothbestwenskistadttheil belegene Nachtasyl für Obdachlose nieder. Das Feuer überraschte die Schlafenden. Zwölf Personen verbrannten im Schlaf, sechs trugen schwere Brandwunden beim Sprung aus dem Fenster davon. Das Feuer griff in dem Holzhaus so schnell um sich, daß die Rettung von zahlreichen weiteren Obdachlosen trotz der Anstrengungen der Feuerwehr unmöglich wurde. Die Todten sind wahrscheinlich Arbeiter und noch nicht rekognoszirt.

Aus Nah und Fern. Die Stuttgarter Staatsanwaltschaft hat, wie uns ein Privat-Telegramm unseres Pariser △-Korrespondenten meldet, bei dem Gericht in Nizza angefragt, ob der verhaftete Frauenmörder Vidal der Urheber eines im Sommer in Stuttgart verübten Mordes an einer Frauensperson sein könnte. Der Untersuchungsrichter in Nizza hat darauf Nachforschungen angestellt, ob Vidal im Sommer sich aus Frankreich entfernt hat. — Aus Spalato wird telegraphirt: Der im Jahre 1870 zu lebenslänglichem Kerker verurtheilte, seinerzeit in Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien stark gefürchtete Haiduckenhäuptling Simics wurde vom Kaiser von Oesterreich begnadigt und nach 31jähriger Haft freigelassen.

Uebersicht der Witterung. Ein Maximum über 769 Millimeter liegt über Süddeutschland, ein Minimum von etwa 740 Millimeter über Nordrußland. In Deutschland ist das Wetter ruhig, theilweise heiter, im Norden kälter. Aussichten, vielfach heiteres, meist trockenes Wetter und leichter Frost ist wahrscheinlich.

Rennen zu Marseille, 12. Januar. (Tel. Mitth.) Prix des Pistolettes. 1. Yes (St Gouion), 2. Abas, 3. Patience II. Tot. 43:10. Pl. 16, 20, 15:10. 9 liefen. — Prix de Chateau d'If. 1. Strada St. Fischhof, 2. Caracalla, 3. Gitane. Tot. 56:10. Pl. 17, 14, 14:10. 8 liefen. — Prix Mastitia. 1. Pierre Ybarrel (St. Rounes), 2. Chevalier Paris, 3. Ulrike. Tot. 246:10. Pl. 64, 134, 66:10. 14 liefen. — Prix du Prado. 1. Ramage (St. Romanet), 2. Roversart, 3. Rafale. Tot. 236:10. Pl. 40, 34, 29:10. 11 liefen.

TELEGRAMME.

Dortmund, 12. Januar. (Privat-Telegramm.) Ein Brand suchte heute Nacht die hiesige **Viktoriabrauerei** heim. Der Schaden wird auf mehrere hunderttausend Mark geschätzt. Der Betrieb erleidet keine Unterbrechung.

Wien, 12. Januar. (W. T. B.) Der mexikanische Gesandte José de **Terrsa y Miranda** ist heute Nacht hier gestorben.

Rom, 12. Januar. (Privat-Telegramm.) Das Giornale d'Italia und dessen Pariser Korrespondent, der bekannte Schriftsteller Ojetti, halten gegenüber dem Dementi der „Agence Havas" die Wahrheit der von ihnen veröffentlichten Aeußerungen Delcassés über die Nothwendigkeit eines **Balkaneinvernehmens Italiens mit Rußland** kategorisch aufrecht.

Newyork, 12. Januar. (Privat-Kabeltelegramm.) „Boß" **Croker,** der Häuptling Tammanys, ist zurückgetreten. Sein Nachfolger Nixon, der kein Berufspolitiker, sondern Schiffsbauer ist, will keinen Strohmann abgeben, sondern ernstlich reformiren. Der Versuch scheint freilich hoffnungslos.

Pretoria, 12. Januar. (W. T. B.) Oberst Wing überraschte gestern 20 Meilen nordwestlich von Ermelo ein Burenlager und machte 42 Gefangene, unter denen sich Major Wolmarans, Kapitän Wolmarans und Leutnant Malan, alle drei von der Staatsartillerie, befinden.

HANDELS-ZEITUNG.

Erwerb von Bergwerksbesitz durch den Staat. In unserer Sonntagsnummer war telegraphisch eine Meldung der „Köln. Ztg." wiedergegeben worden, laut der zwischen dem Handelsminister und dem Finanzminister eine Vereinbarung dahin zu Stande gekommen ist, dass nur über den Erwerb folgender Kohlengerechtsame und Gewerkschaften verhandelt werden soll: 1. Zeche Wallrop, 2. die Vohwinkelsche Gerechtsame und 3. die Zeche Vereinigte Gladbeck. Diese Meldung des rheinischen Blattes stimmt mit den von uns bereits am Freitag mitgetheilten Informationen überein. Die Nachricht von dem beabsichtigten Ankauf der Zeche Gladbeck hatte bekanntlich am Sonnabend zu einer erheblichen Kurssteigerung der Aktien des Schalker Grubenvereins Anlass gegeben, indem man von einer Betheiligung des Grubenvereins an der Zeche Gladbeck sprach. Nun scheint sich aber zu ergeben, dass der Schalker Grubenverein seinen Besitz an Kuxen der Zeche Gladbeck, der sich auf 75 Stück belief, bereits abgestossen hat. Im letzten Geschäftsbericht des Schalker Grubenvereins wird zwar der Verkauf der Kuxe nicht erwähnt, indess wird im Gegensatz zu früheren Geschäftsberichten über die Resultate der Zeche Gladbeck nichts gesagt. Laut Bericht der Direktion für 1898/99 hatte der Schalker Grubenverein auf seinen Kuxenbesitz von Gladbeck eine Zubusse von 225,000 M. zu leisten und 1899/1900 eine solche in Höhe von 150,000 M. Die Kuxe der Zeche Gladbeck dürften sich also jetzt ausschliesslich im Besitz des Herrn Thyssen (Mülheim-Ruhr) befinden, der bekanntlich dem Schalker Grubenverein als Vorsitzender des Aufsichtsraths angehört. Die Zeche Ver. Gladbeck liegt im Kreise Recklinghausen zwischen der Station Horst, der Emscherthalbahn und Dorsten, sie markscheidet im Süden mit der Zeche Prosper von der Bergwerksgesellschaft Arenberg, im Osten unter anderem mit der Zeche Graf Moltke vom Steinkohlenbergwerk Nordstern und mit Zeche Schlägel und Eisen von der Bergwerksgesellschaft Hibernia, und erstreckt sich nach Norden mit den dazu gehörigen Feldern bis zur Lippe. Die Zeche besitzt vier noch im Abteufen begriffene Schächte und gehört nicht dem Syndikat an. An Zubussen hatte sie bis Ende 1900 11 Millionen Mark eingefordert. Wird der Ankauf dieser Zeche sowie des anderen oben erwähnten Bergwerksbesitzes perfekt, so erwirbt der Staat, wie bereits mitgetheilt, ca. 96 Maximalfelder. Zum Vergleich sei erwähnt, dass die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft einen Bergwerksbesitz von nicht ganz 80 Maximalfeldern hat.

□ **Von den englischen Eisenmärkten** berichtet der „Irononger": In Middlesborough war das Geschäft nicht sehr rege, indess haben die Preise für einige Sorten Clevelandeisen etwas angezogen. Die etwas festere Tendenz ist eine Folge der in jüngster Zeit unerwartet flott erfolgten Verschiffungen und der günstigeren Berichte aus den Vereinigten Staaten. No. 3 G. M. B. Cleveland Roheisen wurde zu 43 sh. 9 d. gekauft. In Wolverhampton zeigte sich wenig Begehr für Fertigeisen. Am Roheisenmarkt neigen sich die Preise noch immer nach unten. Der Grundton des Marktes ist lustlos. Die meisten in Sheffield gelegenen Stahletablissements befinden sich noch in ungünstiger Lage. Aus dem alten Jahre sind nur wenige Aufträge vorhanden, und da neue Ordres nicht eingetroffen sind, so sind die Aussichten zunächst nicht gut. Die Panzerplattenfabrikanten haben zwar durch eine grössere Ordre für die Admiralität Beschäftigung erhalten, aber der Mangel an Aufträgen seitens der einheimischen Eisenbahngesellschaften macht sich doch geltend. In Birmingham wird über schleppenden Geschäftsgang geklagt. In vielen Werken wird nur an 4 Tagen der Woche gearbeitet. Die Preise waren wenig verändert. In Manchester war der Geschäftsgang im Allgemeinen wenig befriedigend.

Die Finanzlage Englands. In einem in der „Times" veröffentlichten Artikel über die Finanzlage Englands sagt Sir Robert Giffen, dass die gegenwärtigen Staatsausgaben, so gross sie auch immer sind, im Hinblicke auf die ausserordentliche Entwickelung des nationalen Einkommens weder als abnormal, noch als übermässig gross betrachtet werden dürfen, und dass auch kein Grund vorliegt, der Zukunft mit Bangen entgegenzusehen. Die regelmässigen Ausgaben — heisst es weiter — der Regierung beziffern sich auf annähernd 150 Millionen Pfund Sterling und dürften bald 160 Millionen erreichen; sie sind aber, wenn man den gesteigerten Reichthum des Landes in Betracht zieht, verhältnissmässig nicht höher als vor dreissig oder vierzig Jahren, und dies trotz der plötzlichen Zunahme der Ausgaben während der letzten drei Jahre. Vor dreissig bis vierzig Jahren gab England jährlich achtzig Millionen Pfund Sterling aus, und haben sich daher die Auslagen seither verdoppelt. Unser Reichthum hat sich aber in der Zwischenzeit gleichfalls verdoppelt. Die Einschätzung zur Einkommensteuer betrug damals 360 Mill. Pfund und beziffert sich jetzt auf 740 Millionen, und dies trotz Aenderungen in der Einschätzungsweise, die das Einkommen niedriger erscheinen lasse, als es thatsächlich ist." Es liege — wird zum Schluss bemerkt — daher kein Grund vor, Jeremiaden über die gesteigenen Ausgaben, die übertriebenen Rüstungen und eine verschwenderische Finanzgebarung anzustimmen.

○ **Von der Brüsseler Börse** wird uns geschrieben: Nach den in den letzten Monaten des alten Jahres auf beinahe allen Gebieten stattgehabten theilweise sehr starken Kurssteigerungen ist im neuen Jahr zunächst ein völliger Stillstand eingetreten. — Eine Ausnahme bilden allenfalls am Terminmarkt die spanischen Werthe, in denen die Umsätze verhältnissmässig lebhaft bleiben. Am Kassamarkte hat die Kontremine einen starken Angriff auf die Werthe der nicht besonders beliebten Gruppe Hutt frères gerichtet. So sind die Aktien der Kompagnie nationale Financière in zwei Tagen von 140 auf 115 Frs. gefallen, die der Aciéries d'Anvers von 150 auf 122 Frs., die Aktien der Société Belge Roumaine de Transports et Industrie von 115 auf 60 Frs. und die Gründeranthei1e dieser Gesellschaft von 70 auf 24. — Kongo-Werthe konnten sich im Allgemeinen behaupten, nur die Gründeranthei1e der Kongo-Eisenbahn sind auf 5000 Frs. zurückgegangen — Vielleicht wird in dieser Woche etwas Bewegung in den Markt kommen durch die Emission der Aktien der neuen Eisenbahn (du Congo Superieur aux grands lacs Africains), die am 20. d. M. zum Preis von 297,50 Frs. per 250 Franken-Aktie eingeführt werden. — Regerer Beachtung erfreuten sich zeitweise die Aktien der Belgian Mining Trust. Die Generalversammlung dieser Gesellschaft findet morgen statt. Es wird jedenfalls eine Dividende von 6 frs. per Aktie zur Vertheilung gelangen. Der Effektenbesitz der Gesellschaft besteht grösstentheils aus südafrikanischen Minenshares.

⊠ **Sofia,** 12. Januar. (D. B. H.) Die Banque de Paris hat der Regierung neue Modifikationen in Bezug auf den Anleihevertrag zugestanden. Die Regierung hofft, dass die Wahlen zu ihren Gunsten ausfallen, und dass die Sobranje die Modifikationen des Anleihevertrages annehmen wird.

Newyork, 11. Januar. Der Werth der in der vergangenen Woche eingeführten Waaren betrug 11,839,901 gegen 10,196,685 Doll. in der Vorwoche, darunter befanden sich Stoffe für 2,753,217 Doll. gegen 2,699,552 Doll. in der Vorwoche.

Newyork, 10. Januar. Baumwolle. Nach dem Wochenberichte des „Chronicle" herrschte in vielen Bezirken trockenes Wetter vor. Wo lokale Regen fielen, waren dieselben leicht. Die Zufuhren an die Märkte blieben reichlich.

Newyork, 11. Januar. Der Weizenmarkt eröffnete in fester Haltung mit etwas höheren Preisen infolge günstiger europäischer Marktberichte, Berichte über Schaden an der Wintersaat und Deckungen der Baissiers. Im weiteren Verlaufe führten Abgaben der Haussiers und Verkäufe der Outsiders einen fortwährenden Rückgang herbei. Schluss schwach.

Mais war Anfangs stetig; dann aber gingen die Preise durchweg zurück auf unerwartete Zunahme der Ankünfte, europäische Marktberichte und günstiges Wetter im Westen. Schluss schwach.

Nachbörse. Weizen ⅝, Mais ⅜ c. niedriger.

Madrid, 10. Januar. Wechsel auf Paris 33,40.

Buenos Aires, 11. Januar. Goldagio 133,70.

---

die Bearbeitung Halms, die sehr geschickt ist, soll dies Ziel nicht erreichen können. Die erste Hälfte zerfällt und zerflattert, die zweite wirkt wie ein Trommelwirbel auf die Nerven. Aber es mag anerkannt sein, daß Halm mit Rücksicht und Geschmack verfahren ist und das Werk um eine gute Strecke Weges weiter gefördert hat. Vielleicht kommt nach ihm ein Anderer, dem der Wurf gelingt.

Von der Aufführung, die mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, sei hier nur schonungsvoll gesprochen. Der tüchtige und sympathische Herr Klein war kein Danton, Herr Müller-Handsen als Robespierre fand sich auch nicht in seine Rolle hinein, Fräulein Reißner spielte die Marion zwar in einem sehr verführerischen Kostüme, aber ohne jede Innerlichkeit. Am besten war Marie Mayer als Lucil. Weßhalb sieht man dieses starke Talent nicht häufiger in den Stücken des Berliner Theaters? Unter der Menge der anderen Mitwirkenden seien noch die Herren Oskar Wagner (St. Just), Wilhelm Techel (Thomas Payne) und Tyrkowski (Simon) genannt. Die von Halm geleitete Inszenirung hatte, wenn man die geringen Mittel in Betracht zieht, Erstaunliches geleistet.

Und nun soll der arme Georg Büchner wieder und gar für immer eingesarg werden? Hoffentlich nicht. Ich wüßte einen Dichter, der sehen könnte, was Georg Büchner sah, und der es vermöchte, die herrlichen Marmorstücke zu einem Kunstwerk zusammen zu fügen. Und ich wüßte auch einen Danton, der fortreißen und einen Robespierre, der überzeugen könnte. Der Dichter heißt Gerhart Hauptmann, der Danton Matkowsky und der Robespierre Josef Kainz; vielleicht versucht man es einmal mit diesen Dreien.

Ein interessantes Aufgebot kann man an der Tafel des Standesamts III lesen: Ernst v. Wolzogen und Else E. Seemann, die feine und liebenswürdige Künstlerin des Bunten Theaters.

Verantwortlich f. d. politischen Theil: Dr. jur. E. Grütteflien; f. Lokales, Vermischtes, Gerichtszeitung und Sport: Dr. Karl Mischke; f. d. Feuilleton: Fritz Engel; f. d. Handelstheil: J. Wiener; f. d. übrigen redaktionellen Theil: Karl Günther; f. d. Inserate: Rob. Franke. Druck u. Verlag von Rudolf Mosse. Sämmtlich in Berlin.

Intensivbeleuchtung vermittelst Gas

Laternen-System „Haller“. durch **Lucas-Licht** Durch Patent-Ertheilungsbeschluss der Anmeldeabtheilung des Kaiserl. Patentamtes geschützt.

(Gasglühlicht-Intensivlampe).

Wir teilen hierdurch mit, dass infolge vertraglicher Bestimmungen das Ausnutzungsrecht der die Lucas-Lampe betreffenden Patente auf unsere Gesellschaft übergegangen ist, unter Berücksichtigung der mit den Patentinhabern anderweitig bestehenden Verträge.

Die Gasglühlicht-Intensivlampe „Lucas-Licht“ ist überall dort, wo Gasleitung ist, ohne irgend welche Nebenanlage, ohne Weiteres wie eine Gaskrone anzubringen und hat eine

Leuchtkraft von ca. 500 Hefner-Kerzen

bei einem Gaskonsum von ca. 530 Litern pro Stunde,
also etwa die einer grossen electrischen Bogenlampe von 8 Ampères,
bei einem etwa viermal billigeren Betriebe als diese.

Der Verbrauch bei dem gegenwärtigen Berliner Gaspreis von 13 Pfg. beträgt nur 6,9 Pfennige stündlich.

Ein Vergleich der Betriebskosten der verschiedenen Intensivlampen ergiebt folgendes Resultat unter der Voraussetzung, dass man immer 500 Hefner-Kerzen Lichtstärke erzeugen will. 500 Hefner-Kerzen werden erzeugt durch

eine 8 Ampères Bogenlampe mit 484 Watt pro Stunde bei 55 Pfg. für die Kilowattstunde Betriebskosten für 10 Stunden Mk. 2,65,
einen dreifachen Gruppenbrenner mit 900 Litern pro Stunde bei 13 Pfg. für den Kubikmeter Betriebskosten für 10 Stunden Mk. 1,17,
eine Lucas-Lampe mit 530 Litern pro Stunde bei 13 Pfg. für den Kubikmeter Betriebskosten für 10 Stunden Mk. 0,69.

„Lucas-Licht“ giebt die höchste vermittelst Gas ohne jegliche Nebenapparate zu erzielende Intensivbeleuchtung und wird dabei von keiner Beleuchtungsart in Bezug auf Gleichmässigkeit der Beleuchtung bei gleichzeitig geringen Betriebskosten erreicht.

Lucas-Licht wird daher in Comtoirräumen, Restaurants, Arbeitswerkstätten, Cafés, Sälen, sowie Strassen, Plätzen, Bahnhöfen etc. mit hervorragendem und anerkanntem Erfolg verwendet.

Der Preis für „Lucas-Lampen“ für Innenbeleuchtung beträgt (von jetzt ab) Modell 699 Mk. **60,—**
„ „ „ „ „ „ „ „ „ „ Modell 700 Mk. **70,—**
„ „ „ „ „ Aussenbeleuchtung (mit grosser runder Glocke) Modell 703 Mk. **122.50**
„ „ „ „ „ „ (mit Laterne) Modell 704 Mk. **149.—**

Referenzen seitens vieler Behörden, Bahnhofsverwaltungen, Gasanstalten, Fabriken, Ladeninhabern etc.

Actiengesellschaft vorm. C. H. Stobwasser & Co.

Fabrik von Beleuchtungskörpern für Gas und Electricität. — Kostenanschläge gratis.

BERLIN, Fabrik: Reichenbergerstr. 156 (Teleph. IV 9129, 1583). Mustersaal: Ritterstr. 85 (Teleph. IVa 6892).

Jeder Pferdebesitzer
kaufe nur unsere stets scharfen
Patent-H-Stollen
(Kronentritt unmöglich)
mit nebiger Fabrikmarke. L O

Nachahmungen weise man zurück, da die Vorzüge der H-Stollen bedingt sind durch eine besondere Stahl-Art, die nur wir verwenden.
Man verlange neuesten illustr. Katalog.
Leonhardt & Co.
Berlin-Schöneberg.

Einige **ganz große**, circa 8 Tage verliehen gewesene u. wie neue
echte Teppiche
sind sofort für **40 bis 150 Mk.** zu verk.
Gemälde-Salons vereinigter Künstler.
Bitte **Nr. 44** Wilhelmstr. beachten genau Hotel Wilhelmshof

Gedamme Striebel, jetzt Neanderstr. 37.*

Heinrich Lanz
Berlin W.
Friedrichstr. 186
Locomobilen
stets am Lager.

Kloss u. Foerster, Freyburg a/U.

Cabinet-Sekt.
Zu beziehen durch die Weinhandlungen.

Nähe Alexanderplatz
Moderne helle
Geschäfts-Räume
(Keller. Ptr., IV. Etage, Boden)
Georgenkirchstr. 40.

Hervorragende Gelegenheitskäufe.
Sämmtliche Werke garantirt complett und wie neu.
Andree, Handatlas neueste Aufl. 1900 eleg. gebd. statt 32 nur **24 Mk.**
Brehm, Thierleben neueste Aufl. 1898—17 eleg. Bde. statt 170 nur **80 Mk.**
Brockhaus, Conv.-Lex. neueste Aufl. 1898—17 eleg. Bde. statt 170 nur **80 Mk.**
Dore, Bibel israel. Ausg. reich ill. Prachtband statt 83 nur **40 Mk.**
Geschichte der deutschen Kunst, 5 illustr. eleg. Bände statt 107 nur **50 Mk.**
Lützow, Kunstschätze Italiens reich ill. Prachtband statt 100 nur **40 Mk.**
Meyer, Conv.-Lex. neueste Aufl. 1897—17 eleg. Bände statt 170 nur **85 Mk.**
Schlosser, Weltgesch. ill. neueste Aufl. 1900—10 eleg. Bände statt 66 nur **45 Mk.**
Scherr, Geschichte der deutschen Höfe 22 Bände geb. statt 200 nur **80 Mk.**
Debes, Geschichte der deutschen Höfe 22 Bände geb. statt 200 nur **80 Mk.**
Max Perl, Buchhdlg., Berlin W., Leipzigerstr. 89.*

Fortwährender Bestand

circa 500 Pferde.

Große Transporte Holsteiner und Russischer Wagen- und Arbeitspferde, Ungarischer u. Litthauer Zucker, schwerer Belgischer u. Amerikanischer Arbeitspferde, sowie Ponies treffen täglich ein und stehen zum Verkauf.
Berlin NW., Lehrterstraße 12/13. **S. Neuberg.**

Für die der Tachytype Manufacturing Company in Minneapolis ertheilten und an die Linotype Company Limited in London übertragenen D. R. P. 82403 **„Typen-Giess- und Setzmaschine“**
und 96993
„Maschine zur Herstellung von ausgeschlossenen Register-streifen für Typengiess-, Typensetz-, Typenprägmaschinen“
werden **Käufer oder Licenznehmer gesucht.**
Gefl. Anträge u. **„W. N. 6559“** an **Rudolf Mosse, Wien I.** erbeten.

CENTRAL-HOTEL DRESDEN-A.

Brennen Sie **kein Gasglühlicht** ohne den neuen Gasregler „Automatic“. Sofort ist das Licht viel heller bei 30—40 pCt. Gas-Ersparniß; unter jedem Gasglühlichtbrenner sofort anzubringen. Preis per Stück Mk. **1.** Alleinverkauf überall zu vergeben. Ausland-Patente verkäuflich.
M. Offenberg, Berlin S., Luckauerstraße 3.

Unentbehrlich für

Filiale Berlin, Leipzigerstrasse 41.
Mund, Zähne, Nase, Hals u. Rachen.

Frau Regler, Friedrichstr. 158, n. d. Linden, früh. Geburtsh., Wiesbo

Locomobilen,
neue und gebrauchte

verkaufen und vermiethen
Leonhardt & Co
Schöneberg-Berlin, Maxstr.
Telephon Amt IX, No. 5696.

Nummer 2. Berlin, Montag 13. Januar 1902.

Der Zeitgeist

Beiblatt zum „Berliner Tageblatt"

Verantwortl. Redakteur: Paul Block in Berlin.

Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Bauernfeld.

Zum 13. Januar 1902, dem hundertsten Geburtstage.

Von

W. Fred.

Den wiener jungen Generationen ist das Andenken Bauernfelds durch die Gewalt, die das Burgtheater auf uns alle geübt hat, geheiligt und lebendig. Fast so sehr wie an den klassischen Stücken maßen wir an Eduard v. Bauernfelds Lustspielen die edlen Kräfte Baumeisters, Sonnenthals und Hartmanns, vor allem aber der milden und schalkhaften Frau Hartmann — eben jener Künstler, denen die jungen Wiener den Begriff eines Stils der Schauspielkunst, der hohen alten künstlerischen Tradition danken. An all das wird man denken, von all dem eines oder das andere durch leise Andeutung ins Bewußtsein rufen müssen, wenn man zum hundertsten Geburtstage von diesem gut österreichischen Theaterdichter sprechen will. Und den erinnernden und abwägenden Gedanken wird vielleicht ein pikanter Hintergrund gegeben durch die Erwägung, daß den zweihundertsten Geburtstag Bauernfelds, vielleicht schon seinen hundertsten Todestag wohl kaum ein Feuilletonist mehr beachten wird. Denn er war ein Journalist der Bühne; und daß ein Dichter des Tages seinen letzten Bühnenerfolg im Gedächtnisse seiner Zeit um mehr als dreißig Jahre überlebt, ist ein seltenes und ehrenvolles Geschick. Allerlei nachdenkliche Bemerkungen aber, die Gegenwärtiges vergleichen und so viele Bitterkeit erwecken, sollen hier verschwiegen werden.

Der Ruhm Bauernfelds war es, die Besten seiner Zeit unterhalten zu haben. Um ihn gruppirte sich eben jenes Stammpublikum des Burgtheaters, das nun wohl zerflattert ist. Zwischen seinen Stücken und dem Leben in den Logen, zwischen den Sperrsitzen und bis auf die letzten Ränge hinauf war keine befremdende Distanz. Niemals galt ihm die Absicht, mit einem fremden Milieu, mit Absonderlichkeiten des Lebens bekannt zu machen. Er amüsirte, da er in leiser Verzerrung die wohlvertrauten Bilder Wiener Gesellschaft zeigte. Das eine Mal war es ganz einfach ein Schlüsselstück, ein Frage- und Antwortspiel zwischen Bühne und Zuschauerraum, wobei die Akteure da oben in der Karikatur der wirklichen Figuren nicht eben weiter gehen durften, als es der gute Ton des Salons zuläßt. Dann wieder ein typisches Stück Leben, ein Spiegel der Tageserlebnisse, der Gespräche, der Gefühlsströmungen — das Theaterstück setzte um die siebente Stunde dort ein, wo die spirituelle Theegesellschaft eben aufgehört hatte; die Bühne gab das Nämliche wie der Salon: ein geistreiches Raisonnement der Tageschronik. Und doch: er war ein guter Oesterreicher — das heißt, er war ein Moralist, ein Weltverbesserer. In jedem seiner Stücke ist die Tendenz da, irgend etwas zu fördern oder zu vernichten, den Gang der kleinen Geschehnisse zu modeln, durch Spott zu bessern. Ethiker, oft gegen ihren Willen und mit einiger Selbstironie, sind sie ja alle, die großen österreichischen Dramatiker: Grillparzer und Anzengruber, Raimund und Nestroy. So auch Bauernfeld. Doch sagt man schon fast zu viel, wenn man seine Art satirisch nennt. Da ist alles abgetönt, alles in den Rahmen eines Salons von Anno dazumal gestimmt. Und aus allerhand Quellen wissen wir, wie fein und abgeschliffen das wiener Gesellschaftsleben um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war. Als Berichte einer Kultur, die nun ja freilich abgelöst, zerstoben ist, gelten die Bauernfeld'schen Lustspiele viel, „Bürgerlich-romantisch", „Aus der Gesellschaft", „Krisen", „Landfrieden", „Moderne Jugend" — all diese etwas preziösen, etwas amüsanten, etwas schematischen Stücke, die ein Centrum wiener Kunst, mehr noch wiener Lebens waren, ins deutsche Reich aber nicht eindringen konnten. In den Büchern Ferdinand v. Saars, in manchem Roman der Frau v. Ebner-Eschenbach wird man noch Spiegelungen jener Zeit finden. Schilderungen von Menschen, die anders lebten, anders sprachen, bedenklicher, langsamer, sonderlicher waren, als es heute die Leute sind, die um den Ring herum spazieren gehen und zu Thees gehen. Die gesellschaftliche Bedeutung Bauernfelds selbst war ja außerordentlich. Er gehörte mit zu jenem Künstlerkreise der Frau v. Wertheimstein, um die sich der letzte wiener literarische Salon gesammelt hatte, man konnte ihn auch Tag für Tag bei Bankleuten, Fabrikanten, allüberall sehen. Er sammelte Stoff, er suchte Menschen, fand heraus, was für Stürme in den Wassergläsern nun brausen könnten. So ergab sich die Wechselwirkung zwischen Bühne und Leben, und jene Kunst der feinen Andeutung, des geschliffenen Dialogs erstand, um die unsere Bühnenliteratur noch vergeblich ringt. Und der gute Ton des Burgtheaters, leise Vornehmheit und glatte Haltung stellte sich ein, der dann verloren gehen mußte, als all jene neuen Wellen ins Land brachen, denen die Bahn zu schaffen Bauernfeld selbst aufs eifrigste bemüht gewesen war. Denn auch er war ein Frondeur gewesen, ein Pamphletist, ein Pasquillist, ein Revolutionär, der die guten Formen vergaß und im schmutzigen Kittel zur Hofburg ging. Das war nämlich das hitzige Jahr Achtundvierzig gewesen. Es war eine Episode in des Dichters Leben.

Aus dem Kleinbürgerstande wachsen die österreichischen Poeten. Sie studiren Jura, sie werden Beamte, sie beklagen diesen jämmerlichen Beruf. Dies ist das typische Schicksal. Bei Bauernfeld ist es verschärft durch die Illegitimität der Geburt und durch moralische Erkrankung seiner Familie — denn Bauernfelds Vater ehelichte die Tochter seiner Geliebten, also seine Stieftochter. Das war fast Blutschande, und man begreift es, daß das Geheimniß solcher Herkunft von Bauernfeld selbst nicht gern gelüftet wurde. Eine gescheidte und durch viele Bilder instruktive Biographie, von Emil Horner verfaßt und im Verlage von E. A. Seemann erschienen, giebt jetzt darüber Aufschluß und hat auch sonst manche neue, hier benutzte biographische Thatsache gebracht.) Stipendien, Stundengeben, Hunger leiden — die Töne kennt man aus mancher Dichterbiographie. Er selbst klagt:

„Nur wer die kleinen Beamten kennt,
Weiß, was sie leiden,
Und wie sie mehr der Hunger brennt
Als Sehnsucht in den Eingeweiden."

Von seinem Leben bis in die Revolutionsjahre ist nicht allzu viel zu sagen. Er geht ins Büreau und dichtet; seine Werke sind im Anfang recht unselbstständig, unoriginell. Er versucht allerlei, Gesellschaftsstücke, Gereimtes, Mittelalterliches. Grillparzer ist ihm ein guter Freund, ein kundiger Berather. Seine Sehnsucht geht recht deutlich zu den Romantikern, zu Tieck. In gutem Einklang dazu steht es, daß er Shakespeare übersetzt, dann auch die Werke des Dickens. Und dafür ist man ihm allerhand Dank schuldig. Schließlich kommt auch die Befreiung von fremder Uebermacht; im November 1825 verspricht er: „Shakespearisch schreib' ich nicht mehr, so viel ist gewiß, und wem ich nicht Bauernfeldisch lerne, so mag alles der Teufel holen!" Er lernt Bauernfeldisch. Er findet seine eigenen, hellklingenden Töne, als er sich ganz dem Konversationsstücke, dem sanft tendenziösen und satirischen Lustspiel zuwendet, sich um die Schicksale des Tages bemüht. So weit reicht sein Athem. In seinem Leben hat es eine gute und treue Freundschaft mit zwei Männern gegeben, die ihrer Zeit Tieferes bedeutet haben als er selbst: Schubert und Schwind. Die Drei einten romantische, sentimental-poetische Gefühle; denn eine Thräne hatte in Bauernfelds Auge meist hinter der „Frezelei", dem wienerischen Spotte, Raum. Und hinter seinem Räsonniren wohnte Schalkhaftigkeit, starke innerliche Wärme, Güte, ja sogar Fröhlichkeit. Das schied ihn von Grillparzer.

Nur einmal in seinem Leben ist er bis an die Grenze seines Temperaments gegangen; das war, als er Revolution machte. Mit allen Kräften arbeitete er mit, als Publizist und Redner, Jahre lang als Bühnendichter. Ja sogar das Burgtheater öffnete halb naiv, halb selbst politisches Instrument, seine Bühne der freiheitlich-revolutionären Dramatik seines Hausdichters. Mitten im stärksten Taumel, als Bauernfeld eben dabei war, sich durch eine voreilige Proklamation arg bloßzustellen, wurde er gehirnkrank; Grillparzer hatte seine ganze Politisirerei schon früher als physische Verrücktheit bezeichnet — und in der That, das Politische selbst lag ihm ganz fern. Er kämpfte um eine vage Freiheit, die Beengung der Literatur drückte ihn. Und ein zweites Moment kam dazu: es drängte damals Vieles zum Anschlusse an Deutschland. So kam oft ein modern-politischer „alldeutscher an Deutschland. So kam oft ein modern-politischer „alldeutscher Zug" in seine Werke jener Epoche. Vor allem aber wollte er die Wege öffnen für das Eindringen neuen Bildungsstoffes; dafür hatten Metternich und seine Leute ja wenig übrig. Und ein Gespräch vom Grafen Münster zu Bauernfeld ist eine gute Anmerkung zur Geschichte jener Zeit. Der Graf Münster fand nur ein Bonmot zur Charakterisirung der Bestrebungen jener Zeit; er sagte: „Die Antichambre will durchaus in den Salon." Bauernfeld aber erwiederte: „Nicht doch, die Bildung ist es, die hinein will." Allzu lange hielt allerdings der politische Eifer Bauernfelds nicht an. Bald machte er seine Witze und Glossen darüber, daß das Publikum in jedem seiner Stücke die politische Anspielung suchte. Und einmal nahm er das Wort, um gegen solche Einseitigkeit zu protestiren, und schrieb als Motto über den Aufsatz ein Wort Balzacs: „L'homme est le même en haut, en bas et au milieu."... So war er geheilt. Er fand weiter neuen plastischen Ausdruck für die gesellschaftlichen Sitten, die künstlerischen oder snobistischen Bemühungen seiner Zeit. Er ging nicht in die Tiefen; das war ihm nicht gegeben. Innerliches, Evolutionen der Seele interessirten ihn nicht. Er kümmerte sich nur um die Aeußerlichkeiten, nicht um die Gefühle, sondern um ihre Reflexe nach außen. Die Liebe galt ihm nur als Einleitung oder Auflösung — der Ehe; und Romantisches hatte in seinen Stücken vor allem die eine Bedeutung: Hemmung für geregelte Lebensverhältnisse. So kommt es, daß es in allen seinen Stücken keinen individuellen Menschen giebt, nur Typen mit irgend einem „Schuß", einem „Sparren", einer grotesken oder — selten — auch tragischen Eigenthümlichkeit.

Ein Bild der Zeit, das vermitteln die Stücke Bauernfelds sicherlich. Ein umfassendes Gefühl des Lebens — ich glaube nicht. Denn so arm und äußerlich ist das Leben jener Zeit sicherlich nicht gewesen. Und manchmal schlägt ja auch ein ironischer, fast höhnischer Ton durch die Schilderung dieser höflichen, gebildeten, espritvollen, aber temperamentleeren Gesellschaft; und um dieses Nebentones willen verlohnt es sich Dem und Jenem gewiß, eines von den Lustspielen Bauernfelds oder eine köstliche revolutionäre Kleinigkeit „Die Republik der Thiere" in die Hand zu nehmen. Er selbst, der bis in die spätesten Lebensjahre — der Todestag war der 9. August 1890 — mit der Zeit ging und das Neueste liebte, hätte zwar über solche Unmodernität gelächelt. Denn ihm galt nur der Tag, das Kunstwerk, das die stärkste und unmittelbarste Beziehung zum Leben hatte, etwas.

Krisis.

Gedankenbilder einer Frau.

Von

Alfred Graf zu Lippe.

Mir ist heute etwas passirt. Mir! — In ein Leben, das sich mit der gleichförmigen Logik eines Rechenexempels abspielt, ist etwas Fremdes gedrungen, wie ein frischer Windhauch in ein verschlossenes Gemach, und ich muß lachen, daß eine an sich so geringfügige Kleinigkeit einen Eindruck auf mich macht, und weinen — beinahe, daß ich so armselig dahinlebe, um ein solch harmloses Erlebniß nachdrücklich zu empfinden.

Mich hatte es gegen Abend hinausgelockt. Ich hatte mir mein Rad hinunter an die Hausthür bringen lassen, und nun war ich fortgefahren, allein und glücklich, hinein in den schönen Spätherbstnachmittag.

Jede, auch die unschuldigste Freude empfinde ich wie ein Unrecht. Ich glaube, das hängt mit meiner Entwickelung und Erziehung zusammen. Schon meine Kinderfrau war alt und mürrisch, und wenn ich in kindlicher Lust sprang oder spielte, konnte ich sicher sein, ihre warnende Stimme zu hören: „Du wirst fallen! Du wirst Dir Dein Kleid zerreißen!" War dann aber glücklich irgend ein kleiner Unfall passirt, dann hieß es: „Siehst Du, das kommt davon!" Meine sonstige Umgebung verdient auch kein besseres Zeugniß; so bin ich jetzt noch gewöhnt, mir ein Verbrechen daraus zu machen, wenn ich mich einmal glücklich fühle. Und heute fühlte ich mich glücklich.

Es war einer der schönen späten Tage des Jahres, an denen man im Zweifel sein kann, ob die Natur in Stiller, sanfter Müdigkeit sich zum Winterschlafe anschickt, oder ob sie ahnend neuen Lebensdrang spürt und den Traum des Wiedererwachens in mildes Schönheit feiert. Ich fuhr dahin, im Gefühl, eins zu sein mit dem mich umgebenden Leben, in meinem Innern war eine selige Ruhe; war sie ein Abglanz vergangenen Glückes, war sie eine Vorahnung künftiger Freuden? Ich schwelgte im Genuß erhebender Einsamkeit und flog auf der ebenen, glatten Straße hinein in den röthlich glänzenden Abendhimmel.

Plötzlich hörte ich einen Knall, so wie einen kleinen Pistolenschuß. Da ich keine Prinzessin bin, dachte ich natürlich dabei nicht an Anarchisten, sondern an mein Pneumatik, und eine Befichtigung des rückwärtigen Reifens ergab, daß der Gummischlauch geplatzt war. Wenn in diesem Augenblick meine alte Kinderfrau sich nicht mit dem Bewußtsein innigster Befriedigung im Grabe umgedreht hat, dann giebt es kein Fortleben nach dem Tode. Es war auch wirklich keine beneidenswerthe Situation. Der Mensch ist, wie ich erst kürzlich gelesen habe, durch das Radfahren von einem der langsamsten zu einem der schnellsten Thiere der Schöpfung avancirt. Nun hatte ich meine ganze mühsam erworbene Eilfertigkeit eingebüßt, und da ich diese dazu verwendet hatte, mich recht weit von der Stadt zu entfernen, war der Gedanke, als eines der langsamsten Thiere der Schöpfung im beginnenden Novemberabend diese Strecke zurückzugehen, nicht sehr verlockend. Mir selbst durch geschicktes Flicken und Aufpumpen des Schlauches zu helfen, dazu war ich nicht im Stande. Erstens bin ich keine Mechanikerin, und dann hatte ich — natürlich — meine Werkzeuge vergessen. Alles, was mir meine Verwandten gesagt hatten, als sie die schreckliche Kunde erfuhren, ich sei Radfahrerin geworden, fiel mir ein, und eine Centnerlast von Warnungen und Unglücksprophezeiungen fing an, auf meiner schon ohnedies entmuthigten Seele zu lasten. Mein Alter, ich bin nämlich 36 Jahre, meine Kinder, sie sind 13 und 7 Jahre und können sich ganz gut einmal eine Stunde ohne mütterliche Aufsicht fortfinden, meine Unbeholfenheit; da hatten sie Recht, wie Figura zeigt. Und dann die außer meinem Charakter liegenden Möglichkeiten, Arm-, Bein- und Halsbrüche, Kehlkopf- und Herzleiden, räuberische und andere Unfälle. Bei letzterem Gedanken angelangt, sah ich recht nachdenklich auf die im Abendschein fast versinkenden fernen Thürme der Stadt, und dieses letzte Licht wurde mir zu einer Aureole, gewoben aus all den glänzend geistreichen und so berechtigten Warnungen meines gesammten Bekannten- und Verwandtenkreises; ja die Thränen fingen ganz langsam an, mir in die Augen zu steigen.

Da hörte ich eine Stimme dicht hinter mir.

„Fräulein, wo fehlt's denn?" Es war ein Kollege von der Landstraße, im Radfahrkostüm, eben von seiner Maschine gesprungen.

„Mein Pneumatik ist geplatzt!" sagte ich kläglich.

„Geben Sie her!" Er machte sich sofort an der schadhaften Stelle zu schaffen, holte seinen Werkzeugkasten und seine Luftpumpe heraus. Das Loch war groß genug, daß man es sofort entdeckte, und nun flickte er tapfer darauf los.

Es giebt Augenblicke im Leben, in denen der geistreichsten Frau der dümmste Mann wie ein höheres Wesen vorkommt. Wenn auch diese Prädikate auf die Agirenden der vorliegenden Szene nicht gerade paßten, so traf doch der Inhalt des Satzes um so besser zu. Er erschien mir wie ein Hexenmeister, als er glücklich das große Werk vollbracht hatte, und ich hold lächelnd dankend mein Rad wieder besteigen konnte.

Natürlich fuhren wir auf dem Heimwege zusammen. Er war ein Mann und kein Herr, das hatte ich auf den ersten Blick gesehen, dabei nahm er sich sehr vortheilhaft in seinem Sportsanzuge aus, und beim Sprechen leuchteten seine hübschen, gutmüthigen Augen über dem aufgewirbelten blonden Schnurrbart. Uebrigens war er mittheilsam. So unterwegs erfuhr ich eigentlich alles, was ihn anging. Das überhob mich der Mühe, meine Lebensgeschichte zu erzählen oder von Gleichgiltigem zu sprechen, und war mir wie ein Einblick in eine fremde Welt. Sergeant war er gewesen, nun wegen Krankheit entlassen. Ich glaube, Gelenkrheumatismus hatte er gehabt. Jetzt bekam er 12 Mark Pension und suchte schon seit zwei Monaten eine Stelle. Es war nur ein Glück, daß er bei seiner Schwester wohnen konnte, einer Modistin. Aussichten hatte er, als Schreiber in der Gemeindekanzlei irgend eines Vorortes angestellt zu werden. Er hatte ja die besten Empfehlungen von seinem Hauptmann. Ich glaube, beim Anhören dieses Namens, den habe ich vorigen Winter in einer Gesellschaft kennen gelernt. Er führte mich zu Tisch, und ich habe mich lange nicht so gut mit ihm unterhalten wie mit seinem Untergebenen. Uebrigens hatte mein Freund auch etwas gelernt, er hatte beim Militär zwei Jahre im Büreau gearbeitet, sogar Französisch konnte er, Gott behüte mich vor seinem Accent! und wenn er in seinen Mußestunden sich mit der doppelten Buchführung vertraut machte, konnte er vielleicht eine Stelle als Kommis bekommen. Ich glaube, von meinen Bekannten haben die meisten im Laufe ihres Lebens so viel verlernt, daß sie auch nicht gerade auf einem viel höheren Bildungsniveau stehen als mein neuer Freund.

So hatten wir meine Hausthür erreicht. Es war inzwischen schon ganz dunkel geworden. Er half mir vom Rade, dann zog er sein Mützchen und machte einen höflichen Diener.

„Fahren Fräulein einmal wieder? Ich habe jetzt immer Zeit."

Es war eigentlich eine ganz natürliche Folge meines Verhaltens, aber ich war doch ein wenig entsetzt.

„Ich weiß nicht recht, es ist nicht bestimmt. Adieu!"

Damit verschwand ich.

Die ganze Geschichte ist eigentlich recht dumm, noch dümmer, daß ich so darüber nachdenke. So alt, um schon kindisch zu werden, bin ich doch eigentlich noch nicht. Ich habe aber auch jetzt wirklich gar zu viel freie Zeit. Wir Frauen sind doch ein elendes, unbeschäftigtes Geschlecht!

Den ganzen Tag schon bin ich recht übler Laune. Titi fängt mit ihren dreizehn Jahren an, ziemlich unausstehlich zu werden. Heute lief sie von früh an mit rothgeweinten Augen und einem vorwurfsvollen Blick herum und gab auf jede Frage eine ausweichende Antwort. Endlich brachen die Thränen hervor.

„Ach, Mama, ich bin so unglücklich!" Da hielt ich es für besser, der wichtigen Konfidence auszuweichen, und lachte sie aus. Nun hält

Die Wiedervereinigung der Kirchen.

Von

Theodor Kappstein.

Die Worte Kaiser Wilhelms II., die er jüngst in Gotha zu Ehren des Herzogs Ernst des Frommen gesprochen, haben die Diskussion über die Möglichkeit, die evangelischen Kirchen Deutschlands zu einem einheitlichen Kirchenbund zusammenzufassen, neu belebt. Diese Bemühungen, die Vielen als ein schöner Traum erscheinen, sind ja keineswegs vom heutigen Tage. Württemberg hat bereits in den Jahren 1843 und 1845 wiederholt versucht, durch die preußische Regierung am Bundestage ein neues corpus evangelicorum zu bilden und Einheit in die Kirchenpolitik zu bringen. Friedrich Wilhelm IV. und sein Freund Josias v. Bunsen haben es ihrerseits an begeisterten Experimenten zum Zusammenschluß der protestantischen Kirchen Deutschlands und Englands nicht fehlen lassen. 26 Regierungen traten im Jahre 1846 in Berlin zusammen und beriethen über einen deutsch-evangelischen Kirchenbund, und seit der Berliner Oktoberkonferenz von 1871 bis in die letzten Jahre haben die einzelnen Landessynoden wie die großen Generalsynoden diesem Gedanken der Union oder doch der Konföderation der einzelnen Kirchengemeinschaften viele Sitzungen und viel Papier geopfert. Einer hat stets selbst gestanden: Bismarck, der zum Beispiel nach der Vereinigung von Hannover, Hessen und Schleswig-Holstein mit Preußen es ablehnte, die Landeskirchen dieser Provinzen dem preußischen Oberkirchenrath zu unterstellen, um kein Gefühl der Religionsbedrückung aufwachsen zu lassen, und der es ebenso weitblickend ablehnte, in die Verfassung des deutschen Reiches irgend eine Bestimmung über kirchliche Angelegenheiten, ob auch nur in der Form von Grundrechten, aufzunehmen.

Aber suchen wir den kirchlichen Gefühlen des deutschen Kaisers auf die Wurzel zu kommen, indem wir die Möglichkeit der Vereinigung der Kirchen überhaupt kurz erwägen! Ignaz v. Döllinger legte im Jahre 1872 am Schlusse seiner berühmten sieben Münchener Vorträge das edle Bekenntniß ab: „Ich habe im Auslande ziemlich allgemein die Ansicht gefunden, daß es gerade der Deutschen Beruf sei, sich in dieser Weltfrage voranzustellen und der Bewegung Gestalt, Maß und Richtung zu geben. Wir Deutschen sind das Herz von Europa, reicher an Theologen als alle anderen Länder, und die für diese Aufgabe unentbehrliche Sprachenkenntniß findet sich unter uns im höheren Grade als anderwärts. Was kann, was soll geschehen? Eine Unterhandlung von Kirche zu Kirche, etwa durch beiderseitige Bevollmächtigte, verspricht nicht den geringsten Erfolg; der bloße Vorschlag oder Versuch wäre jetzt, nach dem 18. Juli 1870, eine Thorheit. Männer, welche, ungebunden durch Instruktionen, blos dem inneren Triebe und der eigenen Erleuchtung folgend, zuerst in Deutschland zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit sich verbänden, beiden Ständen, den weltlichen, wie den geistlichen, angehören, das möchten die rechten Werkzeuge werden; sie würden mit der magnetischen Kraft ihres reinen, gottgefälligen Strebens bald andere in steigender Progression zu sich heranziehen und sofort auch mit gleichgesinnten Ausländern ins Einvernehmen treten. Die Grundlage wäre: die heilige Schrift mit den ökumenischen drei Symbolen, ausgelegt nach der Lehre der noch ungetrennten Kirche der ersten Jahrhunderte. So würde sich eine Internationale der edelsten, wohlthätigsten Art bilden." Und ein preußischer Staatsbeamter, welcher lange in den kirchlichen Angelegenheiten beider Konfessionen gearbeitet (Eilers), hat am Ende seiner amtlichen Laufbahn geschrieben: „Es wird, dessen bin ich gewiß, die Zeit kommen, wo man in dem Kölner Dom ein gemeinschaftliches Tedeum singen wird, ehe noch die demselben eingefügten neuen Steine verfaulen."

Trägt man das Wort der Hoffnung im Sinn, mit dem der Nazarener von der Erde Abschied nahm: „Eine Heerde wird werden, ein Hirt," so ist der Anblick der christlichen Welt kein erfreulicher: scharf geschiedene, feindliche Kirchen, die sich redlich bemühen, in giftigem Hader und gegenseitigem Verdammen einander zu überbieten. Seltsam: auf allen übrigen Gebieten des geistigen Lebens wirkt die Kraft der Anziehung, die über kurz oder lang die verwandten Geister eint. Nur das geistigste, vom Centrum des Innenlebens aus die ganze Persönlichkeit ergreifende und bestimmende religiöse Motiv hat die Spaltung im Gefolge. Das Friedenstiftende erzeugt den Krieg; was dem Menschen die unbedingte Zuversicht und Gewißheit geben will, pflanzt Mißtrauen und weckt den Zweifel auf. Differenzen, die zu abgesonderten Kirchenbildungen führten, sind auch schon im ersten Jahrtausend seit Christus nichts Seltenes. Sie waren meist nur von kurzer Dauer; nach einiger Zeit wurden sie von der großen katholischen Mutterkirche wieder ausgeglichen. So ging es bei den Kirchen, die aus dem arianischen Streit hervorgingen, und bei den um ethischer Fragen willen Dissentirenden, wie den Novatianern, Donatisten, Montanisten und überhaupt im westlichen Theil der Kirche. Anders steht es mit den kirchlichen Abspaltungen des zweiten christlichen Jahrtausends. Von der römischen oder abendländisch-katholischen Kirche trennte sich die griechisch-katholische oder anatolische, deren Bekenner zu Rußland, der Türkei und zu Griechenland gehören. Das Schisma setzte nach der Mitte des elften Jahrhunderts ein und kam im dreizehnten zum Abschluß. Dieser „orthodoxen" Kirche nahe verwandt sind noch die Nestorianer, die seit dem fünften Jahrhundert bereits Häretiker sind, die Monophysiten, ihre Antipoden, die um dieselbe Zeit sich separirten, und die drei Nationalkirchen der Armenier, der egyptischen Kopten und der Abessinier. So gingen seit dem zwölften Jahrhundert die östliche und die westliche Hälfte der Kirche ihre getrennten Wege, sich gegenseitig des schnöden Abfalles und der unverzeihlichen Irrlehre beschuldigend.

Das sechzehnte Jahrhundert fügte den tiefsten Riß in der abendländischen Kirche erst bei: die Reformationsbewegung schuf nach und nach die protestantischen Sekten oder Neukirchen. Neben dem Lutherthum in Deutschland, den skandinavischen Ländern und den russischen Ostseeprovinzen stehen das reformirte Bekenntniß (Schweiz, Niederlande, Schottland und einige Gegenden Deutschlands und Ungarns) und die englische Episkopalkirche, die Staatskirche von England, auf die 39 Artikel gegründet. Zu diesen großen Sonderkirchen kommen zahlreiche Sekten, deren Centren noch England und Nordamerika sind, die aber auch in Deutschland und der Schweiz immer mehr anwachsen. Es mögen jetzt etwa anderthalb Hundert solcher kleineren religiösen Gemeinschaften sein. Ein enger Horizont, kleinliches Werthlegen auf oft recht untergeordnete Dinge und ein meist sehr stark ausgeprägtes frommes Selbstgefühl charakterisiren alle Sektenleute. Jeder Mangel der staatlichen Kirchen bedeutet historisch eine Sekte, die ihm wehren will. Der moralische Ernst bei vielen dieser Sektirer ist bewundernswerth.

Durch zahlreiche Religionsgespräche suchten die Deutschen den kirchlichen Riß der Reformation zu repariren, bis zu der Disputation von Regensburg (1601) und Prag (1618). Aber dialektische Geschicklichkeit, die schlagfertig den Gegner in Verlegenheit setzt und in Widersprüche verwickelt, ist noch kein echter Erfolg. Die Unbefriedigung Vieler blieb und wuchs. War auch seit dem westfälischen Frieden der Religionswechsel der Fürsten zur Privatsache geworden, so beherrschten doch die Konsistorien, die auf jeden Hofbefehl ängstlich lauschten, das Kirchenwesen weiter. Die Lehre blieb bei der Konkordienformel von 1580 festgebannt. Da kam die Reaktion: Georg Calixtus und seine Freunde an den Universitäten Helmstädt und Königsberg stießen mit ihrer Betonung der Kontinuität der christlichen Lehre der Gegenwart mit der der ersten fünf Jahrhunderte auf erbitterten Widerstand bei den Kirchenleitern, fanden aber bei den Laien ein um so lebhafteres Echo. In dem frommen Innozenz XI., der den Jesuiten widerstand, hat sich sogar ein Papst dem Protestantismus überraschend angenähert, wenn auch freilich nur hinter verschlossenen Thüren — aus Furcht vor den französischen Kardinälen in Rom. Lebhafter waren die Bemühungen um eine kirchliche Wiedervereinigung im letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts. Bischof Rojos de Spinola, der Beichtvater der Gemahlin des Kaisers Leopold in Wien, begann den Reigen. Leopold berief neben ihm den universalen Leibniz in die Hofburg, und auf Betreiben fürstlicher Frauen den französischen Bischof Bossuet, das theologische Orakel seiner Zeit, dessen berühmte „Exposition", ein geistreicher Versuch, die Glaubenslehre von den theologischen Thesen abzutrennen, ein fast symbolisches Ansehen genoß und selbst in Rom gebilligt wurde. Die Welt durfte sich Großes versprechen von diesem seltenen Trifolium.

Und was ist bei diesen ernsten Bemühungen just vor zweihundert Jahren zu Tage gekommen? Man kann es auf ein Oktavblättchen schreiben. Willig gestanden die deutschen Protestanten den Katholiken zu, sie wollten fürder in dem Papst nicht mehr, wie ihre Prediger es ihnen immer wieder einbliesen, den leibhaftigen Antichristen nach der Offenbarung St. Johannis sehen, den Usurpator der Gottesherrschaft auf Erden; dann aber scheiterte alles an der Forderung Leibnizs und seines Freundes Molanus: ein von beiden Konfessionen zu berufendes Konzil solle die religiösen Streitfragen des Tridentinums mit seinen rigorosen Bannflüchen neu durchprüfen und auszugleichen versuchen.

Lange ruhten die kirchlichen Einheitsbestrebungen in Deutschland und anderwärts, nachdem sie in Wien so kläglich Fiasko gemacht hatten. Der heiligen Allianz von 1815, die über den Zwiespalt der Bekenntnisse hinaus das Christenthum zum höchsten Gesetz des Völkerlebens erheben wollte, folgte 1846 die von Dr. Chalmers in London begründete „Evangelische Allianz", die nach britisch-amerikanischer Methode den Unionsgedanken pflegt. Leider beschränkt sie sich in ihrem sentimentalen Pietismus auf die Verbrüderung der protestantischen Genossenschaften zu Schutz und Trutz gegen die alten Kirchen. Und die Union der lutherischen und der reformirten Kirche Preußens unter Friedrich Wilhelm III.? Sie ist Fragment geblieben, und wie ein handfester Lutheraner über diesen doch groß gedachten Plan zu einer deutschen Nationalkirche sich losklaßt, das kann man, wenn man von der Wuth der kirchlichen Theologen noch nichts wissen sollte, bei Kahnis nachlesen, der sich dahin zusammenfaßt: „Der Tag, an welchem man in der lutherischen Landeskirche Deutschlands, Rußlands, Skandinaviens die Union einführen wollte, würde der Anfang heilloser Zerwürfnisse sein, deren wahrscheinliches Ende die Auflösung dieser Landeskirchen sein würde, — die allgemeine Durchführung der Union ist eine Unmöglichkeit." Er kennt seine geistlichen Dickköpfe.

Der Ethnologe Steinthal hat das Wort geprägt: „Man täusche sich darüber nicht; jedes Volk hat seine Religion; die Katholizität ist und war unmöglich. Der Deutsche, der Italiener und der Grieche haben und hatten zu allen Zeiten verschiedene Religionen, weil sie verschiedene Völker sind. Man rede also weniger von Christenthum als von christlichen Völkern und von jedem derselben besonders, denn der Volksgeist ist das eigentliche Organ, das die Botschaft hört und sie deutet und versteht, wie es kann." Man kann noch darüber hinausgehen und sagen: in den intellektuell entwickelten Völkern hat sogar jeder Einzelne seine besondere Religion. Nachdem der Protestantismus den Menschen von der Gebundenheit an alle kirchlichen Autoritäten gelöst und ihn für die letzten, höchsten Entscheidungen lediglich vor das Forum seines eigenen Inneren verwiesen, hat die Kirche in Deutschland als äußeres Institut im Prinzip aufgehört, zu sein. Fortan ist Jeder sein eigener Priester, sein eigener Beichtiger, der an dem Altar des Gewissens das heilige Amt vollzieht der Entfaltung aller Kräfte zu einer in sich geschlossenen und vollendeten Persönlichkeit, die ihre Aufgabe in der Welt durch das einlöst, was sie ist. Diese Einigung aller Gebildeten zu einem harmonischen Menschenthum, aus welchen kirchlichen Lagern immer sie kommen, ist die am tiefsten greifende Erfüllung des alten Traumes von der Vereinigung der Kirchen. Seit dem Protestantismus ist die heilige Kirche abrogirt. Jeder Einzelne ist eine Kirche für sich, eine Kapelle. — oder eine Tempelruine. Aber als volkspädagogisches Mittel für die Werdenden und als seelische Auslösung unser aller freudig oder leidvoll aus- und abwogenden Stimmungen brauchen wir den von pfäffischen Gelüsten rein zu haltenden Kultus der Andacht, als Genossen unseres Volkes, als Erben der Traditionen unserer Väter. Hier wäre eine äußere Uniformirung ebenso vom Uebel, wie sie überall bedenklich ist. Aber das Gefühl der Una sancta ecclesia aller Menschen, der Werdenden wie der Gewordenen, der Kirchenfreunde und der Kirchenfreien — diese Stimmung zu wecken und zu pflegen, das soll die Aufgabe aller königlichen Geister werden.

---

sie mich gewiß für herzlos und sich für noch bedauernswerther. Wirklich, es dauert nicht mehr lange, und das Mädchen ist erwachsen. Dann werde ich Vallmutter, da ist's aus. Der Bub mit seinen sieben Jahren ist doch, Gott sei Dank, noch in einem angenehmeren Alter. Uebrigens müssen die Nervenzufälle à la Tini in der Luft liegen; ich möchte am liebsten auch weinen: Ach, Mama, ich bin so unglücklich! nur habe ich Niemanden zur Hand, den ich mit dieser wichtigen Klage apostrophiren könnte. Heute ist Tristan und Isolde, das fängt um sechs Uhr an und hört um elf Uhr auf, da entkleide ich den klagenden Blicken meines Fräulein Tochter für den ganzen Abend. Ich werde hingehen.

— — — — — — — — — — — —

Wer mir gestern das prophezeit hätte, was mir geschehen ist, den hätte ich einfach ausgelacht. Sollten die Leute Recht haben, die uns Frauen Räthsel nennen, oder ist alles das einfach ordinär und ekelhaft. Ich weiß es nicht und möchte es auch nicht wissen. Meine Verwandte würden allerdings behaupten, ich wäre kein Räthsel, aber ich habe doch in der Stille meiner Stube eine etwas bessere Meinung von mir selbst. Und doch! Die Hauptschuld trägt wieder einmal Wagner und seine Musik. O, dieser Tristan! Ich weiß es noch, es war vor Jahren, da machte ich den großen, alleinseligmachenden Wagner-Rausch durch; ich lebte förmlich nur von einer Vorstellung zur anderen. Dann saß ich Abends wie verzückt im Theater, im halbverdunkelten Zuschauerraum und träumte vor mich hin. Um mich herum die blassen Musikschüler und Schülerinnen, die in den Partituren blätterten. Dann wogten die Töne zu mir her, umhüllten mich und drangen tief, tief in mein Herz ein, verwandte Saiten in mir berührend und schlummernde Schwingungen in mir erweckend. Endlich war es mir, als löste sich mein Ich von meinem Körper, und ich schwebte wunschlos und glücklich in einem seligen Traumlande; es war Lethe, der Trank befreienden Vergessens, den ich schlürfte, bis mit dem Ende der Musik des großen Magiers ich langsam wieder zum Alltagsleben erwachte. Damals kämpfte ich für mich den großen, bitteren Kampf, den jede Frau durchficht, wenn sie plötzlich aus dem Nebel der Mädchen- und ersten Ehejahre aufwacht und sich dem ernsthaften nackten Leben gegenüber sieht; und in dieser Musik lernte ich vergessen, erkennen und verzeihen. Titi ist das Kind meiner Traumliebe, der Bub das Pfand meiner Erkenntniß.

Seitdem ist der Zauber Wagners für mich verblaßt, der Rausch löst sich nicht mehr mit unmittelbarer Gewalt aus den Tönen los. Die Begeisterungsfähigkeit vermag sich nicht mehr auf die früher so leicht erreichten Höhen aufzuschwingen, und oft genug verlasse ich das Theater müde, mit angegriffenen Nerven und schmerzendem Kopfe.

Am gestrigen Tristan-Abend war es anders. Jeder Ton wirkte auf mich mit der alten Kraft, dem alten Zauber ein. Ich dachte der Zeit, da ich meinen Mann von ganzer Seele liebte, der anderen, da ich ihm verzieh, dann seines Todes und nun der jahrelangen Einsamkeit, allein, eine Wittwe, ohne Glück, ohne Gatten für immer. Die hatten es gut, diese großen Lieben, wie Isolde, die in reinen, hellen Tönen ihre Seele an der Leiche des Erwählten aushauchen konnten.

Wie aus schwerer, dumpfer Betäubung wachte ich auf, als der letzte Silberton der unvergeßlichen Todtenklage verhallt war. Müde und träumend ging ich auf dem Heimwege — allein, es sind ja nur wenige Straßen. Die Mädchen hatte ich zu Bett geschickt, sie hatten in den letzten Tagen viel zu thun gehabt, Titi in ihrem großen Unglück hatte sich gewiß schon in festen Schlaf geweint, und der Bub ist ja in dem beneidenswerthen Alter, wo man von Abends neun bis früh acht Uhr in den glücklichsten und tiefsten Träumen liegt.

Ich ging still vor mich hin. Auf einmal hörte ich eine Stimme.

„Ich sah Fräulein vorhin ins Theater gehen, da habe ich jetzt gewartet."

Er stotterte, ich sah ihn seltsam verstört aus blassem Gesicht an. Es war mein Freund von der Landstraße, in diesem Augenblicke ebenso blaß, ebenso verstört wie ich. Da geschah etwas Seltsames. Er verstummte vor meinem Blicke, und nun ging er neben mir her, langsam in gleichem Schritte. Solche einfachen Menschen fühlen und empfinden wohl deßhalb mit so trefflichem Instinkt, weil sie der Natur näher stehen und sich durch mutlare Reflexionen nicht beirren lassen. Wie wenige sogenannte Kulturträger haben jetzt schon ihren Verstand so weit entwickelt, daß er ihren sicheren Instinkt unterstützt! Den meisten dient ihr bischen Denken nur dazu, ihr schönes, natürliches Bewußtsein irre zu leiten.

Er verstummte und ging neben mir her. Jedes, auch das kleinste Wort hätte mich zur Besinnung gebracht; so ließ ich mir seine Begleitung schweigend gefallen. Er schritt dicht neben mir, daß er beinahe eng sich an meinen weiten Abendmantel schmiegte, und in mir schauderte es. Ich fühlte mich so einsam elend und verlassen, als läge meine Seele nackt da, an der Straße, wehrlos in tiefem Schlafe, eine Beute dem Nächsten; als wäre ich die gestrafte Brünhild ohne den Schutz der Flammen. Und in diesen paar hundert Schritten nahm er Besitz von mir; langsam, eindringlich, unwiderstehlich. Ich fühlte es, er fühlte es, wir beide fühlten es.

Die Hausthür, die Wohnungsthür schlugen hinter uns zu, wir waren allein.

— — — — — — — — — — — —

Ein blasses, verstörtes Weib erwachte, früh oder spät, wie man es nennen will. Ein grauenhaftes Gefühl von Angst und Scham ließ meine Glieder schlottern, hastig verabschiedete ich ihn, behend schlug ich den langen Mantel über meine Schlafrock und umwand meinen Kopf mit einem dichten Schleier. Dann geleitete ich ihn durch den Gang der Wohnung, die Treppe hinab zur Hausthür. Ich schloß auf und zu und stürzte wie von Furien getrieben zurück in mein einsames Zimmer. Gott sei Dank, das Haus war noch leer. Alles lag noch in tiefem Schlafe, aber jede Augenblick hätte Jemand kommen können, der Milchmann, die Hausmeisterin, und ein Jeder, Jeder hätte mich erkannt, natürlich an errathen, welche Schande! In mein Zimmer zurückgekehrt, weinte ich, ich weinte stundenlang und weine noch.

Das also bin ich! Was nun? Jetzt beginnen die Gedanken, langsam sich in meinem wüsten Kopfe zu ordnen, und da zerrt es mich hin und her, wechselndes schreckliches Empfinden, hierhin und dorthin. Da schreit es in mir auf. Das ist ein Mensch, ein gütiges Geschick hat ihn Dir in den Weg geworfen, halte ihn fest, er ist Dein Glück, dein spätes letztes Glück! Und wieder: Wie kann eine Frau

---

Wo sterben die Thiere?

Von

Dr. Th. Zell.

Die Frage, wo die Thiere sterben, das heißt ihr Grab finden, ist auf der einen Seite furchtbar leicht zu beantworten; bei der großen Mehrheit lautet sie nämlich: im Magen anderer Thiere oder des Menschen. Auf der anderen Seite ist es jedoch außerordentlich schwierig, eine zufriedenstellende Antwort hierauf zu geben, und zwar schon aus dem Grunde, weil unsere Naturforscher diesem Punkte so gut wie gar keine Beachtung schenken.

Niemandem, der sich etwas näher mit dem Entstehen und Vergehen in der Thierwelt befaßt, kann es entgehen, eine wie große Rolle das Verschlingen und das Verschlungenwerden spielt. Die Grasfresser enden fast regelmäßig ihr Leben im Magen von Raubthieren, und bei den kleineren Raubthieren ist die Frage am Platze: Wen frißt Du, und wer frißt Dich? Dieser ewige Kreislauf in der Natur ist überall erkennbar.

Schopenhauer hat daher so Unrecht nicht, wenn er das Aussehen der Naturorganismen zu verschiedenen Zeiten mit den Erscheinungen vergleicht, die wir im Kaleidoskop sehen. Die Materie ist stets dieselbe, und nur die Formen nehmen eine verschiedene Gestalt an.

Als Schüler las ich ein Jagderlebniß, das einen tiefen Eindruck auf mich machte. Ein Trapper in Amerika beobachtete eine Maus, die über den Schnee hinhuschte; es dauerte nicht lange, so wurde sie das Opfer einer in der Nähe lauernden wilden Katze. Doch diese sollte sich ihrer Beute nicht erfreuen, denn ein Fuchs machte auf sie Jagd und erwürgte sie nach kurzer Verfolgung. Aber auch Reineke sollte die zwiefache Jagdbeute nicht genießen, denn ein Wolf erschien auf dem Plane, der sich sofort auf den rothen Räuber stürzte. Vergeblich waren die Anstrengungen des Verfolgten, er wurde ein Opfer Ingrimms. Nun trat der Mensch in Aktion, und in kurzer Zeit endete eine Kugel das Leben des Wolfs.

An sich ist das Erlebniß nicht unmöglich, denn wenn auch in der Fabel Fuchs und Wolf gemeinschaftlich Abenteuer erleben, so steht das mit der rauhen Wirklichkeit nicht im Einklang.

Es ist ferner nicht wunderbar, daß die gedachten Thiere ihr Leben durch ein stärkeres Geschöpf verlieren, sondern nur, daß der Kreislauf so schnell vor sich geht, daß keines Zeit hat,

zunächst seine Beute zu verzehren. Sodann ist noch wunderbar der Monolog des Trappers. Er schalt nämlich auf die Thiere wegen ihrer Räuberthaten, denn mit Ausnahme der Maus, die meist vegetarisch lebte, waren die anderen Thiere Räuber. Als ob nicht der Mensch allen Grund hätte, sich zunächst an seine eigene Nase zu fassen! Wo giebt es noch ein Geschöpf in der Welt, das sich an Mordlust mit ihm messen kann? Man denke an den Massenfang von Singvögeln, an die Ausrottung ganzer Thierarten wie die Dronten, Moas, Seekühe u. s. w.!

Es ist also einleuchtend, daß die Vermehrung der Grasfresser durch die Raubthiere innerhalb gewisser Grenzen gehalten wird, und daß die zahllosen Fleischfresser sozusagen das lebendige Grab für jene sind. Insofern spielen die Raubthiere eine sehr wichtige Rolle in der Natur. So erklärt es sich, daß der Landmann den Fuchs nicht im Entferntesten so haßt wie der Jäger, weil Reineke ein vorzüglicher Mäusevertilger ist. Ebenso haben sich schon warnende Stimmen erhoben gegen die gänzliche Ausrottung des Tigers in Indien. So lange dieses furchtbare Geschöpf noch nicht von Altersgebrechen geplagt wird, lebt es nämlich fast ausschließlich von frei lebenden Geschöpfen, namentlich Wildschweinen und Affen. Gerade diese Thiere verwüsten und plündern die Aecker dermaßen, daß ohne den Tiger sich der Ackerbau an manchen Stellen garnicht lohnen würde. Man sieht, der Wunsch, daß die Tiger friedlich unter Lämmern weiden mögen, ist an sich sehr poetisch, aber in Wirklichkeit ist das Ergebniß ein ganz anderes. Ein Leben ohne Raubthiere hat nur zur Folge, daß sich die Grasfresser derartig vermehren, daß sie an Futtermangel elendiglich zu Grunde gehen. Derartiges ist wiederholt beobachtet worden, indem zum Beispiel Kaninchen auf gut bewachsenen, aber raubthierlosen Inseln ausgesetzt wurden.

Die Raubthiere sind also das lebendige Grab für die meisten Grasfresser. Und zwar liegt die Sache gewöhnlich so, daß von letzteren alte und kranke naturgemäß in erster Linie erbeutet werden. Hat ein junges Thier die Mutter verloren, so ist es fast ebenfalls in kurzer Zeit die Beute eines Fleischfressers, falls es nicht zu einer Heerde gehört und von einem anderen Thiere bemuttert wird.

Wenn man bedenkt, daß beispielsweise sechzig Löwen nach dem Berichte Jules Gerards, die sich in Bona aufhielten, im Jahre 1856 allein 10,000 Stück großes und kleines Vieh zerrissen haben, und daß manches Raubthier mehr würgt, als es verzehren kann, so erklärt sich daraus, daß eine Ueberproduktion von Grasfressern eine Seltenheit ist. Ein einziger Wolf in Tegernsee richtete in neun Jahren einen Schaden von 8000 bis 10,000 Gulden an. In Rußland werden von Wölfen jährlich etwa 180,000 Stück Großvieh und 560,000 Stück Kleinvieh (ohne Federvieh) vernichtet. Was ein Adler mordet, geht daraus hervor, daß Brehm den Horst zu Ende der Brutzeit mit einer Luderstätte vergleicht. Wechstein will in der Nähe eines Horstes die Reste von vierzig Hasen und dreihundert Enten gefunden haben. Die Mordlust des Habichts ist ebenfalls allgemein bekannt; es scheint, wie Brehm sagt, als ob er nichts Lebendiges sehen könnte, ohne sich darauf zu stürzen. Aber die Geschöpfe, die der mörderische Vogel verzehrt, haben ihrerseits auch wiederum einen vorzüglichen Appetit. Ich besaß als Knabe einen jungen zahmen Staar, dem ich einmal neunzehn Junikäfer mitbrachte. Außer seinem gewöhnlichen Frühstück verzehrte er diese sämmtlich hinter einander. Auch ein Rothkehlchen hielt ich und habe oft über den kolossalen Magen dieses zierlichen Vogels gestaunt. Hat man doch berechnet, daß, wenn der Mensch ein seinem Körper entsprechendes Futterquantum zu sich nehmen wollte, er eine Wurst von neun Meter Länge täglich verzehren müßte.

Die gefährlichsten Räuber scheinen jedoch unter den Wasserbewohnern zu leben. Ist es doch bei den Fischen nicht giebt. Jedenfalls spielen die vegetarisch lebenden Fische eine ganz untergeordnete Rolle. Hier ist Mord die Devise bei Tag und Nacht. Selbst das eigene Geschlecht wird nicht verschont. Wie sollte es aber auch anders sein, da ein Hecht bis 150,000 Eier, ein Karpfen gar 600,000 hat! Da muß es Raubfische geben, die den Ueberfluß nach Möglichkeit in Schranken zu halten suchen.

Von den größeren Fischen sind die Haifische als besonders raubgierig bekannt. Noch schlimmer als sie wüthet allerdings eine Delphinart, also ein Säugethier, der Schwertwal oder Schwertfisch, der übrigens nicht mit dem Fische Schwertfisch zu verwechseln ist. Besonders Walfische fallen den Schwertwalen zum Opfer. Beinahe in allen Sprachen heißt dieses Thier Mörder; die Alten nannten ihn im Hinweis auf den Orkus orca. Erstickt entnahm dem Magen eines fünf Meter langen Schwertfisches dreizehn Meerschweine (Delphine) und vierzehn Robben, dem Rachen aber den fünfzehnten Seehund, an dem das Ungethüm erstickt war.

Die Unthaten der größeren Mörder fallen nur mehr in die Augen als die der kleineren. Die Spinne stürzt mordlustig auf die Insekten, die sich im Netze gefangen haben, der Ameisenlöwe bombardirt die in seinen Trichter gefallenen Ameisen mit Sand, damit sie aus der Grube nicht hinauskönnen, und die fleißige Ameise wiederum? Ganz richtig ist gesagt worden, daß die Mordlust dieses kleinen Insektes im Verhältniß größer ist als die des Tigers. Ein Thier, das in einen Ameisenhaufen gerathen ist, wird selbst bei mehrfacher Größe fast immer verloren sein, wenn es sich nicht sofort entfernen kann. Hat sich einmal eine Ameise erst festgebissen, dann kann man sie durchschneiden, ohne daß sie ihr Opfer losläßt.

Also überall, wohin wir hinschauen, erblicken wir Mord, Mord und wiederum Mord. Und wenn er nicht vorsätzlich geübt wird, so doch aus Fahrlässigkeit. Mit Recht ist hervorgehoben worden, daß kein heilsamer Spaziergang im Freien vorgenommen werden kann, ohne daß zahlreiche Thierchen ihr Leben lassen müssen. Der Witz ist deshalb garnicht so übel, man solle doch nicht euphemistisch immer von Natur (von nasci, geboren werden) sprechen, sondern lieber ehrlich von Mortur (von mori, sterben).

Was die Feinde nicht thun, besorgen die lieben Artgenossen und ferner die Elemente. Bei den Kämpfen um der Minne Sold verlieren viele Geschöpfe ihr Leben. Da der Besiegte kaum jemals gefressen wird, so kommen Funde von todten Thieren in diesem Falle häufiger vor, zum Beispiel von Hirschen, deren Geweihe so in einander gerathen waren, daß sie sich nicht mehr freimachen konnten. Sodann gehen in kalten Wintern ungezählte Schaaren von Thieren zu Grunde. Ueberschwemmungen bedeuten vielfach ein Massengrab für die verschiedensten Thierarten. Großen Geschöpfen, die sonst wenig Feinde haben, wie Elephanten, Büffeln und dergleichen, wird der Treibsand häufig gefährlich. Walfische wie auch manche Delphinarten stranden nicht selten und verenden elendiglich. Präriebrände vernichten nicht nur den Pflanzenwuchs, sondern auch alle Geschöpfe, die sich nicht zeitig zu retten vermögen. Eine kalte Nacht raubt ungezählten Insekten das Leben. Daß Heuschrecken manchmal ins Meer stürzen und in ungezählten Millionen umkommen, ist bekannt, ebenso, daß die Leichen an das Ufer gespült werden und durch diese Verpestung der Luft häufig Seuchen entstehen. Ueberhaupt ist wohl die Massenvertilgung der Insekten durch die Elemente nothwendig, um ihre maßlose Vermehrung in Grenzen zu halten.

In solchen Fällen, wo die Elemente gewüthet haben, findet man die Leichen ziemlich häufig, aber, wie gewöhnlich, nur kurze Zeit. In heißen Ländern besorgen Geier und Hunde die Beseitigung der Kadaver, bei uns, wo der Tod durch Naturereignisse seltener vorkommt, dauert das Verschwinden ebenfalls nicht sehr lange. Todtengräber, Fliegen, aasfressende Thiere und dergleichen thun ihren Dienst. Daß man von todten Wasserbewohnern gerade so häufig gestrandete Walfische bemerkt, kommt wohl nur daher, weil das Verzehren solcher Wasserriesen durch Vögel, Fische und dergleichen eine geraume Zeit erfordert.

Immerhin werden auch bei uns nach elementaren Ereignissen ziemlich häufig todte Thiere gefunden. Dem Landbewohner ist das eine allbekannte Erscheinung. Zum Beweise nehme ich eine beliebige Jägerzeitung und citire das, was im Frühjahre aus Westfalen über Jagdaussichten berichtet wird: „Für die Jäger sind die Aussichten auf den kommenden Herbst recht schlimm. Jetzt, wo die Felder endlich vom Schnee frei werden, zeigt es sich erst, welch großen Schaden der Winter in den Jagdrevieren angerichtet hat. Ueberall, besonders aber im Sauerlande, wird täglich eingegangenes Wild gefunden. Was nicht direkt der Kälte zum Opfer gefallen, ist krank und eine Beute des Raubzeugs geworden. In den nördlichen Ebenen hat der letzte Schnee den ersten Satz Hasen vollständig vernichtet, eingegangene Rebhühner werden von der Landbevölkerung öfter gefunden."

Daß selbst die Leichen größerer Thiere bei uns in kurzer Zeit verschwinden, kommt namentlich daher, daß im freien Felde vornehmlich die Krähen, im Walde außer dem Fuchse garo besonders das Schwarzwild Aasfresser sind. Der vorzüglichen Nase Reinekes und der Schwarzkittel entgeht kein verwesender Leichnam. Ein erfahrener Saujäger berichtete kürzlich Folgendes: „Daß das Schwarzwild im Winter auf dem Luderplatze erscheint, ist bekannt. Auch ohne Fraßmangel nimmt es Fallwild gern an. Nach einem Gewitterregen kam ich an das weithin duftende Luder eines zu Holze gefallenen Altthieres (das heißt weiblichen Hirsches), welches durch die Wassermassen zu einem theerartigen, schwarzen Brei geworden war. Zwei Tage später fand ich, daß die Sauen diese entsetzliche Delikatesse gefressen hatten, ohne im Geringsten Schaden zu nehmen."

So bleiben nur noch diejenigen Geschöpfe übrig, die den Tod an Altersschwäche sterben. Nach den Ausführungen leuchtet es ein, daß das eine große Ausnahme sein muß. Gewöhnlich liest man in naturwissenschaftlichen Büchern Folgendes: Todte Thiere findet man höchst selten, da die Thiere das Herannahen des Todes merken und sich in hohle Bäume oder Gemäuer zurückziehen. Das dürfte durchaus zutreffend sein, immerhin ist es seltsam, daß man von massenhaften Thierresten, die aus der Gegenwart stammen, fast niemals etwas hört.

Uebrigens war bei dem Menschen das Sterben aus Altersschwäche ebenfalls eine Seltenheit. So lange er nur als Nomade ohne Zug- oder Lastvieh herumschweifte, konnten kleine Kinder wohl auf dem Arm getragen und mitgeschleppt werden; was sollte man jedoch mit den alten und kranken Personen machen? Genau dasselbe, was die herumschweifenden wilden Pferde oder Wiederkäuer, wie Antilopen, Büffel u. s. w., machen. Man stößt sie aus, was ihren sicheren Tod bedeutet, so daß die direkte Beförderung ins Jenseit noch als ein Akt der Milde erscheint. Erst als der Mensch ansässig wurde oder wenigstens in den Besitz von Zug- oder Lastvieh kam, und alte Personen sich als Viehhüter und Kinderwärter nützlich machen konnten, auch ihre Rathschläge nicht zu verachten waren, da ließ man sie leben, was uns Kulturvölkern als etwas Selbstverständliches erscheint. Schon die alten Römer berichten mit Entsetzen von afrikanischen Völkerstämmen, wo kein Mensch sechzig Jahre alt wäre, weil er in diesem Alter todtgeschlagen wurde.

Erst durch die Ansässigkeit ist die Möglichkeit gegeben, alte Menschen zu ehren und pietätvoll zu begraben. Es ist daher kein Zufall, daß gerade von ansässigen Thieren, zum Beispiel von Vögeln, die gemeinsam horsten, über Pflege kranker Mitglieder berichtet wird. So erzählt Darwin von einem alten blinden Pelikan, der sehr fett war und längere Zeit von seinen Genossen gefüttert worden sein mußte. Hingegen pflegen Raubthiere, namentlich nomadisirende, wie Wölfe, einen kranken oder verwundeten Genossen ohne Weiteres zu verspeisen.

Bei den gewöhnlichen Grasfressern ist also der Tod durch Altersschwäche eine Ausnahme. Nur die Riesen unter ihnen, wie Elephanten, Rhinozerosse und so weiter, haben im Allgemeinen keine Feinde unter den Raubthieren. Dieser Satz gilt natürlich nur für die ausgewachsenen. Aber selbst hier ist er nicht unbestritten. Emin Pascha behauptet, daß ein Elephant von einem Krokodile gepackt sei, und nach Brosart v. Schellendorf fürchtet sich das Rhinozeros vor diesen Sauriern. Ein so bewährter Thierkenner wie Brehm, der selbst lange Zeit in Afrika gelebt hat, verweist die Kämpfe zwischen Flußpferden und Löwen in das Reich der Fabel, Brosart v. Schellendorf will selbst ein todtes Nilpferd gesehen haben, das Verletzungen durch Raubthiere aufwies.

Mag nun der Sachverhalt sein, wie er will, so werden Angriffe auf die Riesen unter den Pflanzenfressern immer die Ausnahme bilden. Da ferner speziell von Elephanten berichtet wird, daß sie sich beim Herannahen ihres Todes in Höhlen zurückziehen, so dürfte das häufige Vorkommen von ihren Knochenresten bei Höhlenfunden sehr erklärlich sein.

Löwen und Tiger und andere große Raubthiere werden, wie schon erwähnt wurde, im Alter gewöhnlich Menschenfresser. Sie enden dann wohl regelmäßig durch den Herrn der Schöpfung, da dieser sich die unabhängigen Angriffe auf die Dauer nicht gefallen lassen kann. Anderenfalls werden auch sie sich zurückziehen, wie ja schon die Fabel von dem alten Löwen das Gleiche erzählt.

Merkwürdig ist es aber, daß wir so wenig von todten Affen hören. In Indien giebt es sogar ein Sprichwort: Wer einen todten Affen findet u. s. w. Hiermit soll ausgedrückt werden, daß ein solches Ereigniß die größte Seltenheit ist.

Während die alten Schriftsteller über das Lebensalter der Thiere zahlreiche Bemerkungen hinterlassen haben — so hebt zum Beispiel Plinius ausdrücklich hervor, daß die italienischen Schafe nur 10 Jahre alt werden, die afrikanischen hingegen 13, ebenso die Ziegen 8 beziehungsweise 11 Jahre, wobei zu bemerken ist, daß in Deutschland zwanzigjährige Ziegen beobachtet wurden —, ist die Frage, wo die Thiere sterben, kaum berührt. Von den Bienen bemerkt Plinius gelegentlich, daß sie ihre Todten feierlich begraben. Ein Bienenzüchter bemerkt hierzu, daß diese Angabe leider nicht den Thatsachen entspreche, da todte Bienen von ihren Kameraden einfach aus dem Stocke geworfen werden.

Ebenso ist eine andere Mittheilung des alten Römers unrichtig, daß man niemals eine todte Maus finde.

Steht man also von den Thieren ab, die von anderen verspeist werden, was die Regel ist, so ist unser Wissen über diesen Punkt höchst lückenhaft. Hoffentlich wird dieser Frage in Zukunft mehr Beachtung geschenkt.

Noch sei bemerkt, daß gerade die untersten Lebewesen, die lediglich aus einer einzigen Zelle oder mehreren gleichartigen Zellen bestehen und sich durch Theilung vermehren, nur der gewaltsamen Vernichtung unterliegen, sonst aber unsterblich sind.

Unsere Kulturthiere, die wir nicht verspeisen — oder wenigstens gewöhnlich nicht —, wie Pferde, Hunde, Katzen u. s. w., liefern wir den Abdeckereien aus. Junge Hunde und Katzen werden wohl gewöhnlich ersäuft. Neuerdings hat man Kirchhöfe für Luxusthiere erbaut, so in Paris, wo Inschriften Zeugniß davon ablegen, wie werth die Thiere ihren Herren gewesen sind. Immerhin darf nicht übersehen werden, daß die ganze Frage nur von dem ansässigen Kulturmenschen gestellt werden kann, der das Sterben aus Altersschwäche für das Normale hält, was es ursprünglich ebenso wenig gewesen ist wie etwa das Institut der Ehe. Die Frage, wo die Thiere sterben, hat also eine gewisse Aehnlichkeit mit der, ob die Kinder von Adam und Eva als eheliche oder uneheliche zu betrachten seien.

---

wie Du, in Deinen vernünftigen Jahren sich an solchen Menschen hängen! Ein Sergeant, da gähnt ja die ganze Kluft zwischen gebildet und ungebildet, hohem und Subalternbeamten, Offizier und Unteroffizier. Nein, nein, es ist unmöglich! Dabei quält mich die lächerliche Banalität dieser Empfindungen. Ja, in der guten, alten Zeit, als man noch ganz korrekt dachte, da hätte es geheißen: Heirathe ihn und trage die Folgen! Aber jetzt. — Wo ist eine Autorität, die ich anerkenne, ein Mensch, vor dem ich mich beuge, der mir Gesetze vorzuschreiben hat? Die Verwandten, die Freunde? Menschen wie ich, die irren und fehlen wie ich. Wer von uns mehr Verzeihung braucht? Ich mag nicht darüber nachdenken, bewahre mich der Himmel vor dem Pharisäerthum! Nein — Niemand hat mir etwas zu befehlen, ich bin meine eigene Richterin. Mein ist mein Geheimniß, mein mein Entschluß, mein meine Zukunft.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß es nicht, ich will es nicht wissen. Ich lasse die Dinge gehen, immerzu; es liegt ja alles in meiner Hand. Gestern um elf Uhr Nachts sah ich ihn auf der Straße auftauchen, er ging unter meinen Fenstern auf und ab. Um halb zwölf Uhr löschte ich meine Lampe und suchte mein Schlafzimmer auf. Aber die Neugier trieb mich zurück. Da stand ich dann hinter dem Fenster und spähte hinab. Bis zwölf Uhr wartete er, dann war er verschwunden. Ob er wohl wiederkommt?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er ist da. Ich kann von meinem verdunkelten Fenster aus die Erwartung in seinem Gesicht lesen. Warum sollte ich ihn schließlich nicht heirathen? Ich bin ganz, ganz unabhängig. Die Kinder kann ich verzogen. Mein Gott, wie viele solcher Ehen hat es nicht schon gegeben, die gut ausgefallen sind! Wer erzählte mir das nur neulich? Es war eine Prinzessin aus einem kleinen, regierenden Hause, sie sah auf einer Reise einen Postillon und nahm ihn zum Manne. Die Ehe soll sehr glücklich geworden sein. Es hat Jahre lang angehalten. Sie war viel älter als er, ihr Verstand und der Nimbus um sie glich für ihn diesen Unterschied aus. Voriges Jahr im Gebirge sah ich eine Frau, die soll aus einem guten, bürgerlichen Hause sein, sie war mit einem Bergführer verheirathet. Von einer anderen hörte ich, die sich mit einem Schiffer an einem Schweizersee vermählt hatte. Warum sollte gerade für mich eine solche Ehe unglücklich ausfallen? Schließlich muß ich mir sagen, daß ich die Männer in meinem Bekanntenkreise geprüft habe. Er paßte nie; entweder mir oder ihm, je nachdem. Der da gefällt mir, sogar sehr gut, ich kann es mich leugnen. Uebrigens brauche ich mich nicht so schnell zu entschließen, es hat ja Zeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin wirklich zu thöricht. Da stehe ich oben und denke und denke. Dabei wartet der Arme in der Kälte. Nun geht er — wohin? Mein Gott, mir fällt ein, weiß ja nicht einmal seinen Namen und seine Adresse. Gleichviel — er wird schon wiederkommen. Wenn aber nicht? Möglich ist es. Nun, dann ist die Dummheit vorbei. Er hat ja gewiß irgend eine Köchin oder so etwas, die auf ihn wartet. Sie werden jedenfalls besser zu einander passen als ich und er. Ich gehe zu Bett.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ganze Haus ist ruhig, bei mir schläft schon Alles. Nun muß es bald Elf schlagen. Nein, ich sehe nicht hinunter, bis meine Uhr auf fünf Minuten nach Elf steht. Wie der Zeiger schleicht! Es dauert Ewigkeiten. Heute bin ich entschlossen. Ist er wieder unten, so werfe ich ihm den Hausschlüssel zu, das Weitere wird sich dann finden. — Endlich ist der Augenblick da und, Gott sei Dank, auch er. — Der Würfel ist gefallen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nein, nein, es geht nicht, ich kann nicht! Mehr, als im Bereich der Kräfte eines Menschen liegt, soll man nicht von ihm verlangen. Am liebsten möchte ich meinen Kopf in die Sophakissen vergraben, meine Hände vor die Ohren halten, daß ich nichts sehe und nichts höre. Ja mir schreit es, laut, deutlich und klar: ich will nicht, ich kann nicht!

Klopfenden Herzens erwarte ich ihn an der Wohnungsthür. Er kam glückstrahlend die Treppe herauf; leise, auf den Zehen schleichend, gingen wir in mein Zimmer. Aber kein Rausch, kein seliger, heißer Liebesrausch ließ mich selbst und die Welt umher vergessen. Ich blieb nüchtern, trostlos nüchtern — mit mitleidsloser Deutlichkeit wurde mir alles klar, alles, jede kleine Schwäche, jede Unbehilflichkeit, jede Merkwürdigkeit. Eine weite, weite Kluft gähnte zwischen mir und ihm; ich sah es trostlos genau, und er merkte nichts, nichts. Die ganze Nacht stierte ich vor mich hin, kein Schlaf kam über meine Lider, und er lag im seligen Schlummer der kleinen Kinder. Sein Athem ging sanft und ruhig, in seinem halboffenen Munde glänzten die weißen Zähne, und er sah trostlos gut und gutmüthig aus, glücklich wie ein Unschuldiger, dem ein großer Wunsch erfüllt ist. Und das sollte fortgehen, vielleicht Jahre, vielleicht ein ganzes Menschenalter lang? Nein! Deswegen Streit, Aufgeben meiner Stellung, meines Kreises, um ein Leben zu führen, das sich zwischen Aufstehen und Niederlegen mit unheimlicher Regelmäßigkeit und Glätte abspielen würde? Keine Ansprache, keine Anregung, nicht einmal Schmerz, nur Güte, Gutmüthigkeit und Langeweile? Nein und tausendmal nein!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich stieß ihn an und weckte ihn auf. Er schreckte aus seinem Schlummer in die Höhe, und sein erster Blick, sein erstes Lächeln schienen Glück und Liebe zu fordern. Aber als unsere Augen sich trafen, sah ich ihn erbleichen; er hatte verstanden. Zitternd zauderte er auf, zwei große schwere Thränen glänzten in seinen guten Augen. Oh, er ist besser, tausendmal besser als ich, er hat mich beschämt mit diesem Blick, und die Scham brennt in mir und wird brennen. Im Dunkel der Nacht habe ich das nicht gefühlt. Mein Gesicht blieb hart, marmorhart. Mit kaltem Auge folgte ich jeder seiner Bewegungen, dann schritt ich ihm voraus. Ich umhüllte meinen Schlafrock nicht mit dem Mantel, ich wand keinen Schleier um mein Gesicht; mochte kommen, wer wollte. Kalt, starr und fremd ging ich die Treppe hinab, er folgte mir schwankenden Fußes. Endlos, endlos schien mir der Weg. Dann öffnete ich die Hausthür. Draußen lag frostig und blaß der erste Schnee, die Laternen brannten noch trübe und ungewiß, der düstere Wintertag schien bereits dämmern zu wollen. Kein Mensch regte sich im Hause, kein Mensch auf der Straße. So schlug die Thür hinter ihm ins Schloß. Es hat nicht sollen sein.

44. Jahrgang.
Erscheint jeden Sonntag.

Insertions-Organ allerersten Ranges.

Ueber Land und Meer

Deutsche Illustrierte Zeitung

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Deutsche Postzeitungs-Preisliste No. 7430.

Preis vierteljährl. M. 3.50, mit Postaufschlag M. 3.75.

ist durch seinen im neuen Jahrgang reich vermehrten Text, seinen künstlerischen Bilderschmuck und seine vornehme Ausstattung

das beste Unterhaltungsblatt für die gebildete deutsche Familie.

Jeder mit Januar 1902 eintretende neue Abonnent erhält gratis u. franko die bereits erschienene Hälfte des fesselnden, mit grossem Beifall aufgenommenen Romans

„Die Wacht am Rhein" von **C. Viebig.**

Probe-Nummer versendet auf Verlangen kostenfrei an Jedermann der Verlag von „Ueber Land und Meer" (Deutsche Verlags-Anstalt, vorm. Eduard Hallberger) in Stuttgart.

Theater • Concerte Vergnügungen

Königl. Schauspiele.

Montag, 13. Januar.
Opernhaus. 12. Vorstellung.
Carmen. Oper in 4 Akten von Georges Bizet. Anfang 7½ Uhr.
Schauspielhaus.
Gastspiel des Herrn **Coquelin aîné** mit seinem Pariser Schauspiel-Ensemble. (Impresario: Dorval-Paris.)
Mademoiselle de la Seiglière. Comédie en 3 actes de Jules Sandeau.
Monologues dits par M. Coquelin aîné. Anfang 7½ Uhr.
Neues Opern-Theater (Kroll): **Wallensteins Lager.** Schauspiel in einem Aufzug von Schiller. Hierauf: **Die Piccolomini.** Schauspiel in 5 Aufzügen von Schiller. Anfang 7½ Uhr.

Trianon-Theater
am Bahnhof Friedrichstrasse (zw. Charlotten- u. Universitätsstr.)
Lebende Lieder.
Anfang Abends 8 Uhr.

Deutsches Theater.
Montag: **Die versunkene Glocke.**
Dienstag: **Lebendige Stunden.**

Lessing-Theater.
Die Fee Caprice.

Berliner Theater.
Montag: **Alt-Heidelberg.**

Residenz-Theater.

Sein Doppelgänger. English spoken.
Mittw. 3. 1. M.: **Die japanische Vase.**

E. von Wolzogens

Buntes Theater (Ueberbrettl). Köpenickerstrasse 68.
Täglich wechselndes Programm.
Lina Abarbanell
Nora-Parodie: Der Nachbar; Satyrisches Schatten-Bänkel; Brahm'sche Volkslieder.
Anfang 8 Uhr.

Theater des Westens.
Montag: **Der Barbier v. Sevilla.**
Dienstag: **Der Waffenschmied.**

Friedrich-Wilhelmst. Theater.
Abds. 7½: **Der rothe Kosak.**

Schall und Rauch.

Unter den Linden 44.
Montag, 13. Januar 1902
zum 60. Male:
Vorstellung vor Serenissimus.
Anfang 8½ Uhr.

Secessions-Theater.

Alexanderplatz.
Detlev v. Liliencrons „Buntes Brettl".
Neues Programm.
Auftreten von **Loie Fuller** in ihren neuesten, nirgends vorgeführten Tanzschöpfungen **„Furcht", „Religion", „Tod".**
Solo-Vorträge.
Gisela Schneider • Nissen. Marcell Salzer. Bozena Bradsky a. G. Oscar Straus. a. G. Rob. Keppel a. G. **Walzertanz** Lany-Duett v. Oscar Straus.
Anf. 8 Uhr. Morgen: Diesl. Vorstell.

Schiller-Theater (Wallner-Theat.)
Der Revisor. Anfang 8 Uhr:

Neues Theater.
Cyrafie u. Co. Anfang 7½ Uhr.

Central-Theater.
7½ Uhr z. 25. Male:
Das süße Mädel.
Jeder Besucher erhält ein Souvenir.

Luisen-Theater.

Abd. 8 U.: **Schröder u. Co.**

Belle-Alliance-Theater.
Die Dame aus Trouville.
Hierauf: **Er!** Anfang 7½ Uhr.

Metropol-Theater

Emil Thomas a. G. Henry Bender.
Josef Josephi. Frid-Frid.
Lucie Engelke. Else de Vére.
Mit vollständig neuer, prachtvoller Ausstattung:
Ne feine Nummer!
Burleske Ausstattungsposse mit Gesang und Tanz in 1 Vorspiel und 4 Bildern von Julius Freund.
Vorspiel: Ein Skandal i. Metropoltheat.
1. Bild: Heringsdorfer Strandgeschichten. 2. Bild: Eine mysteriöse Nacht. 3. Bild: Vor dem Schöffengericht. 4. Bild: Auf dem Ball d. Artistenloge.
Im 4. Bilde:
Franchens Weihnachtstisch.
Anf. 8 U. Rauchen überall gestatt.

WINTERGARTEN.

Elite-Programm!
Sehen und staunen!
Otto Reutter, Adele Moraw,
Carangeots, Georgettys,
Noissets Radwettfahren,
Frandaz und **De Souza,**
Agoust Familie, Burke, Andrus u. Frisco, Maria la Bella,
Woodwards dressirte Seehunde,
Spanisches Ballet, Julia Karén,
Danse directoire, Biograph,
Anfang 7½ Uhr.

Gebrüder
Herrnfeld-Theater.

Vollständig. Progr.-Wechsel.
Nur wenige Tage:
Hausirer Jockele
mit Anton und Donat
in den Hauptrollen.
Die Bollmanns
mit dem urkomischen **Bendix, Ferdinand Grünecker** und **Marietta Jolli** in den Hauptrollen.
Hierzu die effectvollen
Januar-Engagements.
Die Leipziger Aufsichtsraths-Gattin
???? Flora Fleurette.
Die Woche.
Eine neue Nummer für Berlin.
Actuelle Sensation von **Paul Julich.**
Wied. engagirt **Oettlessy**
die renrigsten pikantesten **6** Czardas-Balleteusen.
Anf. Wochent. 8 U., Sonnt. 7 U.
Vorverkauf 11—2 Uhr.

Seligmann u. Taussig.
Eine Ehe-Affaire i. 3 Akt.
Herrnfeldsche Novität.
Première bevorstehend!

Apollo-Theater

Ganz Berlin spricht von
Willi Walden
Cranto u. Maud Stack u. Milton
König Aqua.

Reichshallen

Täglich:
Stettiner Sänger.
Anfang
Wochentags 8 Uhr,
Sonntags 7 Uhr.

Berliner Aquarium.

Unter den Linden 68a
Eingang Schadowstrasse 14.
Eintrittspreis 1 Mark.
Reichhaltigste Ausstellung der Welt an lebenden Seethieren, Reptilien etc.

Sanatorium Bad Birkenwerder bei Berlin

Dirigirender Arzt: Dr. med. Ziegelroth
Vorortverkehr: Stettiner Bahnhof. — Telephon Amt Oranienburg No. 40
empfiehlt seine
Winterkuren zu ermässigten Preisen.
Auf Wunsch können auch Kuren unter persönlicher Oberleitung des Herrn
Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Schweninger
gebraucht werden.
Prospekte versendet gratis die Direktion.

Lessing-Hochschule

Montag Abend beginnen
folgende Cyklen (je 8 Vorträge)
Niederwallstr. 12:
½8 Uhr: **Dr. Leopold Hirschberg:** Erläuterung der Wagnerschen Musikdramen. (I. Teil: „Meistersinger" und „Parsifal".) **Mit gesanglichen Erläuterungen durch den Vortragenden.**
9 Uhr: **Fritz Stahl:** Geschichte des Geschmacks im 19. Jahrhundert. Mit Lichtbildern.
Hörgebühr (für Damen und Herren) für jeden **Cyklus** (je 8 Vorträge) **4 Mark.**
Ausgabestellen: West - Buchhandlung Kantorowicz, Potsdamerstr. 135; Buchhandl. Lazarus, Friedrichstr. 66; Challiers Musikalienhandlung, Beuthstr. 10; Buchhandl. Freund, Kleiststr. 21; Pianoforte-Fabrik Herrmann, Neue Promenade 5.

Moderne Bühnenschule

Alwine Wiecke.
Berlin W., Köthenerstrasse 39.
Haupt-Lehrkräfte:
Alwine Wiecke, Friedrich Kayssler, Philipp Spandow.
4 Abtheilungen:
A) Ausbildung für die Bühnenlaufbahn.
B) Dramatische Ausbildung von Sängern und Sängerinnen.
C) Deklamations-Unterricht.
D) Organbildung für Berufsredner.
Programme gratis! Sprechstunde 5—6 Uhr.

Neues Orpheum

Krausenstr. 10, a. d. Friedrichstr.
Entrée 5 Mk. Anfang 10 Uhr.
Ball jeden Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag u. Sonnabend.

INDISCHER THEE

Feinste aromatische Thees
50 % Ersparniss.
„Breakfast Tea" Mk. 2.20 **„Afternoon Tea"** Mk. 2.90 **„5 o'clock Tea"** Mk. 4.— per Kilo.
Bedingungen: 2 Kilo und mehr portofrei. 4 Kilo 3 pCt. Rabatt. 10 Kilo pCt. Rabatt gegen Nachnahme. Zoll wird vom Käufer gezahlt.
Illustrirtes Büchlein und Muster auf Verlangen von
Indian Tea Syndicate (in London), Rue van Ballaer 43, Antwerpen.

Dortmund.

Hôtel zum römischen Kaiser A.-G.
vorm. Fr. Wenker Paxmann.
Neubau beendet. Mit allen Anforderungen der Neuzeit ausgestattet. 100 Zimmer mit 140 Betten von M. 2,50 an.
Neues Weinrestaurant.
Vorstand: A. P. Edelmann.

Lüneburg.

Hôtel „Deutsches Haus"
Inhaber: G. Birnbaum.
Vollkommen neue Einrichtung mit jeglichem Comfort als:
Electr. Zimmerbeleuchtung, Centralheizung, Schreib- und Ausstellungszimmer etc.
Civile Preise. **Eröffnung am 24. Januar 1902.**

Passage-Theater.

Damen-Luft-Ringkampf
Michel Mayer,
der stärkste Mann der Welt, zahlt
1000 Mark
dem, der seine Hanteln nachhebt.
Jim und Jam.
16 erstklassige Nummern.

Circus A. Schumann.

Montag, den 13. Januar 1902
Abends präc. 7½ Uhr
Gala-Sport-Vorstellung.
Colossaler Erfolg der neuen Specialitäten.
Phänomenal Sensationell
Zum ersten Male in Deutschland.
Mirza Golem-Truppe.
Neu! Pers.-Kaukas. Karawane.
Neu! Jeux icariens auf Kameelen.
Neu! **Original Bim-Bom,** musikalische Clowns.
Neu! Eine fidele Gerichtsverhandlung.
Neu! Rad-Wett- und Kunstfahren der Orig.-Radf.-Truppe.
Dir. Alb. Schumanns neueste Orig.-Dressuren.
Ferner **12 der hervorragendsten Nummern.**
Zum Schluss zum 99. Male
Allabendlich stürmisch. Beifall
Quer durch Paris.
Grösste u. glänzendste Ausstattungspantomime in 8 Acten.

Circus Busch.

Montag, d. 13. Jan. cr., Ab. 7½ Uhr:
Extra-Gala-Abend.
Zum 42. Male.
Das diesjährige grosse Ausstattungsstück
„Klondike".
Orig.-Pantomime des Circus Busch.
Ausserdem:
Origin.-Hilliard-Troupe
mit dem weltberühmt. australasiatischen Ex-Champion
Charlie Jones.
Herausforderung!
„Mr. Jones fordert **Radfahrer, Amateure** und **professionelle, heraus,** mit ihm auf der schiefen **Jones-Hilliard-Bahn,** der kleinst., steilsten und engsten der Welt, um die Wette zu fahren und zahlt Demjenigen, der ihn überholt 1000—10,000 Mark. Das Geld wird vor der Wettfahrt v. bd. Seit. i. d. Manege deponirt."

Ballhaus

Joachimstrasse 20.
Vornehmstes und ältestes Ball-Lokal der Residenz.
Täglich Ball und Ballet-Aufführungen.
Näheres siehe die Affichen.

Man wohnt und speist auerkannt sehr gut zu civilen Preisen in
Hôtel u. Restaurant „Berg"
Inhaber: **Adolph Wolff.**
69 Charlottenstraße **69.**
a. d. Leipzigerstraße.

Arkadia

Berlin W., Behrenstr. 55/57.
Vornehmst. Vergnügungs-Etablissement d. Residenz
Heute Réunion.
Beginn 11 Uhr.
Réunions finden statt Montag, Mittwoch, Donnerstag u. Freitag.

Auferstehung,

Der Roman der Ehe, Meine Beichte. Die Verführung. Versuchung. Ueber den Sinn d. Lebens. Ein Schicksal,
sind eine raffinirte Zusammenstellung von Werken des ebenso berühmten als genialen Meisters
Graf Leo
Tolstoi.
Selbst der verwöhnteste Leser wird mit diesen **hochinteressanten** 7 neuen Werken zufrieden sein. Solange der Vorrat reicht, sende diese grossartige Collection zu dem ausserordentlich billigen Preis von
nur **5,50 Mark**
per Nachnahme oder Voreinsendung. **Auferstehung** allein 688 Seiten stark, statt 3 Mark Ladenpreis, für nur 2,00 Mark.
Zola 6 ber. Romane, äusserst pikant, zusammen 5 Mk.
Bestellungen erbitte sofort
E. Rosenthal, Berlin S. 24. Moritzstr. 7.*

Herrmann Schubert & Co.

Görlitz,
Spedition. Möbeltransport.
Lagerung.
Uebernahme completter Umzüge von Wohnung zu Wohnung zwischen allen beliebigen Plätzen des In- und Auslandes. *

Wittenberger Apfelkuchen,

altbekannte Delicatesse, versendet für 3 M. franco u. incl. per Nachnahme.
Oscar Richter, Wittenberg, 1296 Celle. §

Anmeld. f. m. diesjähr. Wintercurse für
Stotterer
in **Berlin** nehme ich bis auf Weiteres in meiner Wohnung Uhlfstr. 33—34, II. r. von 10—2 Uhr entgegen. Aufnahmen täglich. Wiedereröffnung meiner Anstalt in **Eisenach** am 22. März.
Prof. Rud. Denhardt-Eisenach.

Dr. Simmel, Prinzenstr. 59,
Spezialarzt für
Haut- und Harnleiden.
10—2, 5—7. Sonntags 10—12, 2—4.

Gardinenhaus Bernhard Schwartz
Wallstr. 29 (Flur-Eing.)

Perser Teppiche

durch Ersparniß der Ladenmiethe
überaus billig.
Gross-Inventur-Ausverkauf
Carl Becher, Lützowstraße 67.*

„Frauen-Reiz"

Neuest. hochinter. Paris. Lectüre m. **160 ff. Pariser** Aufnahm. nach d. Leben gegen M. 1,50 (Brfm.) franco.
Dalm Verlag, Charlottenburg 4d. 4.

Weinflaschen, Fastagen kauft, holt ab **Kolinski,** Krausstr. 36. Amt VII, 4219.*

Lohnende Fabrikationen
als Erwerb und Nebenerwerbszweig. Praktische Unterweisung. Katalog. gr. u. ft. Chemisch-technische Auskünfte **Wilh. Schiller & Co.,** Berlin N 4.*

Vertreter

zum Vertrieb eines patentirten Apparates zum Einteilen und Abrollen pulverisirter Stoffe für Berlin u. einen gross. Umkreis gesucht. Bevorz. wird leistungsfähiges Commissionshaus d. Maschinenbranche m. off. Verkaufslager i. freyn. Geschäftslage. Anfr. m. Ref. u. **K. S. 915 an Rudolf Mosse, Essen Ruhr.**